
Cotta'scher
Musen-
Almanach
1891.



L. Ch. Thlaiu
Berlin, d. 10. 1. 11.

Cotta'scher Musen-Almanach

für das Jahr 1891





W. Kray pinx. Hanfstaengl phot.

Sapho

Cotta'scher

Musen-Almanach

für das Jahr 1891

Herausgegeben von Otto Braun

Mit sechs Kunstbeilagen

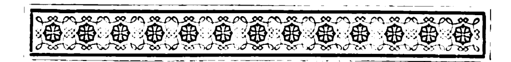




Stuttgart 1891
J. G. Cotta'sche Buchhandlung
Nachfolger



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Inhaltsverzeichnis.

(Ein alphabetisches Autorenverzeichnis befindet sich am Schluß des Bandes.)

Prosadichtungen.

Poetische Erzählungen und Balladen.

Gedichte verschiedenen Inhalts.

Lyrische Dichtungen.

Fabeln, Sprüche und Epigramme.

Kunstbeilagen.

Prosadichtungen.

Der Probierstein.



Der Probierstein.

Eine kleine Geschichte von Georg Ebers.

„Nein, solche Freude! — Unser Herr Doktor!“

„Professor, Gretchen; seit gestern Morgen Professor!“

So verbesserte der kurz vor dem Weihnachtsfeste heimkehrende einzige Sohn der Frau Oberamtmann Werner mit tiefer, doch gedämpfter Stimme die alte Köchin seiner Mutter, die ihm die Thür geöffnet hatte. Dann unterbrach er mit den Fingern auf den bärtigen Lippen die lauten Glückwünsche der Alten. Mühsam unterdrückte er dabei das Lachen, das sonst jede frohe Erregung seines Gemütes begleitete.

Jetzt näherte er die Riesengestalt auf den Zehen der Wohnzimmerthür und fragte leise: „Besuch da?“

„Nein, nein,“ flüsterte die Alte eifrig und schaute den Heimkehrenden, den sie als Kind auf den Armen getragen, glückselig an. Sie hielt

ihn für den schönsten der Männer, und doch war sein gutes Gesicht wie mit derben Griffen aus grobem Stoffe geformt, und den kleinen Augen unter der wunderlich stark hervorspringenden Stirn sah man nur zu gut an, wie sehr sie der scharfen Brille bedurften.

Jetzt griff er nach der Klinke, die Magd aber fiel ihm hastig in den Arm und sagte mit verändertem, beinahe mürrischem Ton: „Besuch gibt es eigentlich nicht, aber der Logiergast, das schwarze Fräulein."

„Nicht gut auf sie zu sprechen?" fragte der Professor; die Alte aber zuckte die Achseln und entgegnete zaudernd: „Mein Gott! 's ist eben nur eine Fremde, und für Sie, Herr Gottlieb, — man hat halt auch seine Augen — für Sie taugt sie gewiß nicht."

„Will ich sie denn?" fragte der Professor, und diesmal vergaß er sein tiefes, weithin hörbares Lachen zurückzuhalten. —

Da ward die Wohnzimmerthür hastig aufgerissen, und eine kleine rundliche Frau flog dem großen Mann an die Brust.

Nun gab es ein zärtliches Begrüßen, und sobald der Sohn die Hände aus denen der geliebten Frau befreit, legte er sie ihr auf die Schultern, schaute dann von oben herab innig in das lebhafte, immer noch hübsche Gesicht und rief: „Wie gut du aussiehst! Und dazu scheinst

du dir den Verkehr mit Geistern angewöhnt zu haben. Ich melde mich erst auf morgen, schleiche mich hier ein wie ein Dieb, um dich zu überraschen, und doch stürzest du mir, als hätt' ich dich gerufen, mit der fertigen Umarmung entgegen."

„Als ob es auf Erden einen mächtigeren Rufgeist gäbe als dein Gelächter: man müßte taub sein, um es zu überhören, und für mich ist es dazu wie Blondels Lied. Klänge es mir auch ins tiefste Verließ von weitem entgegen, ich wüßte doch, wer da kommt."

„Du im Burgverließ!" lachte der Professor von neuem frisch auf.

„Das hat etwas Beleidigendes, Junge," fiel ihm hier die Mutter ins Wort: „Hab' ich denn so rein gar nichts an mir, das an romantische Zeiten erinnert?"

„Dein zierliches Spitzenhäubchen," versetzte der Sohn, „müßte dir nur ab-, und deiner lieben Gestalt ein dreißig Centimeterstück Burgfrau aufgesetzt werden. Uebrigens kenn' ich die Zeit des Minnegesanges nur von weitem, da ich kein Historiker bin, sondern — und nun gib acht! — sondern der ordentliche Professor der Zoologie" —

Hier ward er von einem leisen Aufschrei der Mutter und dem Rufe unterbrochen: „Das nenn' ich ein Weihnachtsgeschenk! Im Ernst? Du bist Professor geworden?"

„Im vollsten," lautete die Antwort, und das gab neuen Grund zur Freude.

Die zahlreichen Fragen, welche der Frau Werner noch auf der Seele lagen, sollten nun im Wohnzimmer erledigt werden; doch blickte sie zuerst auf die Thür, dann auf die eigenen Hände und sagte endlich leise:

„Du weißt doch, daß Dolores hier ist?"

„Gewiß, da ich deine Briefe aufmerksam lese."

„Nun wohl, und sie ist auch zu Hause . . . Ich brenne natürlich vor Ungeduld, etwas Näheres über deine letzten Versuche und die Berufung zu hören, indessen . . ."

Hier dämpfte sie die Stimme, wies auf die Thür und fuhr fort: „Dein Rock ist noch so staubig, und überhaupt . . . Geh lieber erst auf dein Zimmer — es ist alles in Ordnung — und mache dich etwas menschlich. Ob der Junge es jemals lernen wird, sich die Krawatte zu binden? Wenn du fertig bist, läßt du mich rufen."

„Wegen des Halstuches oder meiner Berufung?"

„Davon reden wir später."

„Also um die letzte Hand an das Kunstwerk meines äußeren Menschen zu legen?" fragte der Professor. „Ganz wie in früheren Tagen!"

„Es thut auch not, du Bär, verlaß dich darauf."

„Nach einer durchfahrenen Nacht, Altchen!"

„Aber den Frack hast du doch mitgebracht, Gottlieb?"

„Blau mit goldenen Knöpfen."

„Im Ernst?"

„Aber Mutter! — Uebrigens ist er wirklich vorhanden. Er existiert. Hier das Kofferchen birgt ihn."

„Gewiß noch der von der Antrittsvorlesung?"

„Derselbige, Frau Oberamtmann."

„Dann ist es unbedingt nötig," — und ihre Stimme klang ernster — „daß du dir einen neuen anmessen läßt. Und bist du einmal beim Schneider . . ."

„So wird mir eine ganze neue Ausstattung gebaut."

„Und ich komme mit."

„Und wählst mir die Stoffe."

„Es wird deinem Aussehen zum Segen gereichen."

„Während du dir," versicherte der Sohn, „bei einer längeren Fortsetzung dieser Unterhaltung im Vorsaal den Unsegen eines Schnupfens zuziehen wirst. Auf Wiedersehen nach erfolgter Adonisierung."

Die Wohnstube der Frau Oberamtmann Werner war ein großer, heller, angenehm durchwärmter Raum, dessen ganze Ausstattung den Stempel prunkloser, aber geschmackvoller Behag-

lichkeit trug. Es schlossen sich an sie noch andere Räume, von denen der zur Linken, wo der Flügel stand, der Musiksaal genannt ward.

Als der Professor gesäubert und mit wohlgeordnetem Haar endlich bei der Mutter eintrat, fand sie, daß man ihm die kleine Universitätsstadt ansehe, und das hohe Gewicht, das sie, die auch dem geistigen Leben des Sohnes zu folgen verstand, diesmal, wo es so viel Erfreuliches und Ernstes zu besprechen gab, auf diese Nichtigkeiten legte, wäre dem Sohne verdrießlich gewesen, wenn es ihn nicht belustigt hätte.

Er gab ihr das auch zu verstehen, und es übte auf sie eine tiefere Wirkung, als er erwartet; denn die Augen wurden ihr feucht, und fortgerissen von dem leidenschaftlichen Eifer, mit dem sie sich allem hingab, was ihr am Herzen lag, ergriff sie die Rechte des Sohnes, der ihr gegenüber saß, mit beiden Händen und rief: „Es ist ja auch schmählich von mir, Gottlieb, und wer uns belauschte, der wäre berechtigt, mich für eine recht hohle Närrin zu halten.“

„Beleidige mir nicht die beste der Frauen,“ fiel der Sohn ihr ins Wort und küßte die kleinen Finger, die sich noch immer um seine große Hand schlossen; sie aber fuhr eifrig fort: „Du mußt wahrlich gedacht haben, es könne mich freuen, meinen kräftigen, derben Jungen zur

Modepuppe zu machen; aber Gottlieb, du weißt, wie ich bin, und es beherrscht mich jetzt nur ein einziger Gedanke, ein großer, inniger Seelenwunsch."

„Dann — weiß ich doch, wie du bist — dann stehen wir bald einer vollendeten Thatsache gegenüber, und diesmal wär' ich, ehrlich gestanden, gern bereit, dir entgegenzukommen, wenn ich nur diejenige fände . . ."

Weiter kam der Professor nicht; denn Frau Werner war aufgesprungen und hatte ihm Stirn und Wangen geküßt.

„Dolores und Gottlieb heißt die Parole?" fragte er endlich, indem er die Mutter zu sich heranzog; sie aber rief ihm nur zu: „Klug, zum Angstwerden klug bist du, ungezogener Junge," und entwand sich dann den Armen des Sohnes, um die Flügelthüren leicht aneinander zu ziehen, die den Wohnraum von dem Musiksaale trennten.

„Fürchtest du lauschende Ohren?" fragte der Professor; sie aber nickte bejahend und fügte hinzu: „Sie weiß, daß du da bist, und vor unserer ersten Begegnung wollte sie dich von dort aus ein wenig mustern."

„Bräutigams-, statt der üblichen Brautschau," entgegnete Gottlieb. „Der Rock kommt natürlich auch mit in Frage."

Da sank die Frau Oberamtmann dem Sohne

gegenüber in den Lehnstuhl zurück und sagte: „Du hast mir eine schöne Rede vom Munde genommen, aber wofür wäre man Mutter und Kind, wenn man sich nicht auf ein halbes Wort hin verstände? Sieh, mein Junge, du bist nun siebenundzwanzig Jahre alt und hast mir nichts als Freude gemacht, so lange du da bist. Als dein Vater starb, warst du eben in die Schule gekommen, und wie sie den geliebten, willensstarken Mann hinaustrugen, und ich ganz allein zurückblieb, eine junge, hilf- und ratlose Witwe, da verging ich in Thränen, und was mich am schwersten drückte, war der Gedanke: ‚Wie wirst du schwacher, kleiner Obenhinaus von einem Weibe mit dem kraftstrotzenden wilden Jungen fertig werden, der deiner Sorge vertraut ist?‘ Ich war selbst noch ein halbes Kind; denn dein Vater hatte mich wie ein solches gehalten. Sein Wille war meiner gewesen, und nichts, was nicht den Hausstand angeht, hatt' ich ohne ihn bestimmt oder verordnet. Auch dein kleines Leben war von dem Vater geleitet worden; mir bist du nur die Sonne des Daseins und das schönste Spielzeug gewesen. Wie anders sollt' es nun werden! Ich kam mir auch vor wie ein Schiffsjunge, dem man zumutet, eine Fregatte durch den Ozean zu steuern. Aber dann — was, Gottlieb? Dann ist es dennoch gegangen, und ich weiß auch, warum alles so

gut ward. Erzogen, was die Leute so nennen, hab' ich dich eigentlich gar nicht; aber geliebt bist du worden, so warm und innig, wie einer, und du hast dein Mütterchen wieder geliebt, und weil ich wußte, was zu einem guten Menschen gehört, und es mir allem voran am Herzen lag, einen solchen aus dir zu machen, bist du mir zu Gefallen, aus lauter Liebe zu deiner Mutter und aus Mitleid mit ihrer Schwäche, wirklich dazu geworden, und das ist mir längst klar: ich habe nicht dich, sondern wir haben einander erzogen. Ich ließ von vielem, was mir an dir nicht gefallen hätte, und du thatest alles, wovon du wußtest, daß es mir Freude mache. So bist du denn zuguterletzt mein prächtiger Gottlieb geworden."

„Der, wenn etwas gut an ihm ist," rief der Professor, „dies keinem dankt, als seiner wenigstens an Liebe und Thatkraft recht ansehnlich großen Mutter. Wir beide — du und ich — könnten einander auch, sollt' ich meinen, zur Not völlig genügen; denn die Liebe, die uns erzog, ist weder in mir noch in dir kleiner und kühler geworden."

„Gewiß nicht," bestätigte die Witwe tief bewegt diese Versicherung, „und doch brauchst du eine andere Gefährtin."

„Es würde mir wirklich genügen, an deiner Seite der Wissenschaft zu leben."

„Aber du vergißt, Gottlieb, daß es den Kindern bestimmt ist, die Mutter zu überleben, und ich bin neunzehn und ein halbes Jahr älter als du. Und dann! Aber wozu das alles? Ich habe dein Versprechen und halte dich beim Wort. Die Tochter, die mir der Himmel versagte, sollst du mir schenken, und wenn mir durch dich einmal Kinder beschert sein sollten, die mich Großmutter riefen ... Siehst du, Gottlieb, wenn du nicht alles thust, was in deiner Kraft steht, um mir das zu verschaffen, dann bist du wahrhaftig gar nicht der gute Mensch, für den ich dich halte."

„So bleibt mir also nichts übrig, als die Töchter des Landes oder der Fremde — denn dahin führt der Pfad wohl zunächst — unter deiner Leitung ins Auge zu fassen," versetzte der Professor.

Nun hatte die Frau Oberamtmann den Sohn, wo sie wollte, und begann, die Kreise enger zu ziehen.

Der Pflegebruder ihres verstorbenen Gatten war nach Mexiko gegangen, um dort das Handelshaus seines Oheims zu leiten. Dort hatte er sich mit einer schönen Spanierin vermählt, und die zweite Tochter dieser beiden hieß Dolores und war diejenige, welche Frau Werner dem Sohne bestimmte. Leider hatte dies schöne und begabte Mädchen die Eltern zeitig verloren. In einer

Schweizer Pension war sie erzogen worden, und nachdem ihre ältere Schwester, von der sie bis dahin unzertrennlich gewesen, einem französischen Maler als Gattin nach Paris gefolgt war, hatte die Frau Oberamtmann die junge Waise, die sie nie aus den Augen verloren, in ihr Haus geladen. Jetzt versicherte sie den Sohn, daß es sie hoch erfreuen solle, wenn seine Wahl auf Dolores falle. Ihn zu beeinflussen und sie ihm anzupreisen, komme ihr nicht in den Sinn; doch er werde ja selbst sehen. Nur müsse sie bemerken, daß er nicht zaudern dürfe; denn viele bewürben sich um das in mehr als einer Hinsicht begehrenswerte Mädchen.

Bis dahin hatte die lebhafte Frau ohne Unterbrechung geredet, jetzt aber hielt sie plötzlich inne; denn nach einem kurzen Vorspiel begann im Musikzimmer eine wohlgeschulte Sopranstimme eine italienische Arie zu singen.

„Nun?" fragte die Mutter, nachdem sie eine Zeitlang Schulter an Schulter mit dem Sohne stumm gelauscht.

„Sehr lobenswert," lautete die Antwort. „Sie scheint etwas zu können."

„Nicht nur etwas," entgegnete Frau Werner und schmiegte sich näher an den Professor, der sich der Thür genähert und die Flügel gelassen etwas weiter auseinander gezogen hatte.

Die Mutter folgte gespannt seinen Blicken,

und die Teilnahme, die sie nach und nach verrieten, erfreute sie so sehr, daß sie sich bald nicht enthalten konnte, die Thürflügel wieder einander zu nähern und dem Gelehrten einen bedeutsam fragenden Blick zuzuwerfen.

„Charmant,“ versetzte Gottlieb. „Der Rücken des Buches gestattet, auf einen anmutigen Inhalt zu schließen.“

„Wie häßlich!“ rief Frau Werner und schlug ihm leicht auf den Arm; er aber erwiderte leise: „Nichts weniger als das. Eine schöne Spanierin wie aus dem Bilderbuche geschnitten.“

Hier ward er unterbrochen; denn Dolores hatte die Arie beendet und trat zu den beiden.

Die erste Begegnung des Sohnes mit derjenigen, welche die Mutter ihm bestimmte, begann, und Frau Werner war ganz Ohr und Auge. Im allgemeinen befriedigte sie auch, was sie vernahm und erblickte. Nur hätte sie gern gesehen, daß der Sohn etwas weniger unbefangen und seltener in sein herzliches Lachen, das nicht jedes aufnahm wie sie, ausgebrochen wäre; denn Dolores war eine zarte Sinnpflanze, der sanft begegnet werden mußte. Was Wunder, daß sie, wenn Gottlieb dem frohen Behagen, das er empfand, einen besonders vernehmlichen Ausdruck gab, zusammenschauderte, wie ein fröstelndes Windspiel. Aber das Gespräch hatte doch kein einzigesmal gestockt, und sie tröstete sich mit dem

guten Klang, den es nach Schiller gibt, wo sich Strenges mit Zartem verbindet.

Man sprach auch von dem Ball beim Kommerzienrat Krüger, auf dem Frau Werner und Dolores heute Abend zu erscheinen versprochen, und Gottlieb, der den Tanz nicht liebte, zeigte sich zur angenehmen Ueberraschung der Mutter gern bereit, sie zu begleiten.

Darin ließ sich der erste Schritt zum Guten erkennen, und beim Mittagessen glaubte sie den zweiten und dritten zu gewahren; denn je weiter das Mahl und das Gespräch fortschritten, desto lebhafter wurde der Sohn, und es freute sie innig, daß er gerade auf Dinge zu reden kam, von denen ihn jeder gern sprechen hören mußte. Dolores' schönes Korallenhalsband brachte ihn nämlich auf die Klippen, welche diesen Tieren den Ursprung verdanken, und dies veranlaßte die junge Spanierin, nach den Ländern zu fragen, die er bereist. Als er dabei auch auf Mexiko, ihre Heimat, zu reden kam, begannen ihre schwarzen Augen feuriger zu glühen, und wenn er mit freundlicher Mitteilsamkeit die wissenswerten Besonderheiten der Erscheinungen in der Natur ihres Vaterlandes hervorhob, deren sie aus der Erinnerung gedachte, hörte sie ihm mit wachsendem Interesse zu und ließ nicht ab, immer Neues zu fragen. So verging das Mahl im Nu, und die lebhafte Plauderei überdauerte den Nachtisch.

Diese beiden mußten einander ja gefallen, dachte die Frau Oberamtmann, und freute sich dessen. Aber etwas beunruhigte sie dennoch. Es war ihr nämlich, als werde ihr Gottlieb ein wenig hinter das Licht geführt; denn Dolores war gewöhnlich still und wortkarg, und die kluge Frau hatte längst bemerkt, daß es nur dreierlei gab, das sie zu feuriger Gesprächigkeit fortreißen konnte: die Heimat, die Liebe zu der verstorbenen Mutter und ihrer Schwester, und allem voran die Musik. Anderen Fragen, und auch solchen gegenüber, die Frau Werner selbst die Seele erwärmten, konnte sie sich teilnahmlos erweisen. Aber die überlebendige ältere Frau sah in der schwer zu erschütternden Gelassenheit des jungen Mädchens einen Vorzug, und kalt war Dolores gewiß nicht; denn mit wie warmer Hingebung hatte sie nach ihrem Antrag, Mutterstelle an ihr zu vertreten, sich ihr in die Arme geworfen, und wie heiß konnten die Augen ihr glühen, wenn sie mit dem spanischen Pianisten Sierra, ihrem Hausgenossen, vierhändig spielte! —

Als Mutter und Sohn endlich wieder allein waren, und dieser lebhaft versicherte, sie habe nicht zu viel, ja zu wenig von Dolores gesagt, gab Frau Werner ihm Recht, doch fügte sie hinzu, ihre junge Freundin sei zwar ein seltener Schatz, doch werde er sie oft anders und stiller finden als vorhin. Nur wo es sich um Dinge

handle, die ihr ernstlich am Herzen lägen, komme sie recht aus sich heraus.

„Dann gefällt sie mir doppelt," rief der Professor. „Ich mag keine Frau, die mit ihrem Rößlein über alle Gräben und Hecken setzt. Mir genügt es, daß meine Wissenschaft — ich hab' es eben erfahren — zu den Dingen gehört, denen sie den Sinn liebevoll erschließt. Du kennst mein Amt, meine Arbeitsweise. Wenn sie so gut still zu bleiben, wie zu reden versteht, um so besser. Ich kann es, denk' ich, mit keiner Schöneren und Besseren versuchen; denn von dem Versprechen, ins Wasser zu springen, werd' ich doch nicht entbunden."

Da schaute die Mutter, statt ihn dankbar auf dem vorgezeichneten Wege vorwärts zu treiben, überrascht zu dem Sohne empor, und leises Bedenken klang ihr aus der Stimme, wie sie versetzte: „Ich riet dir ja selbst, nicht zu zaudern, Gottlieb, aber jetzt warn' ich dich vor Uebereilung. Jedenfalls muß, bevor du weiter gehst, die wichtigste Frage gelöst sein."

„Ob sie mir gut ist?" fragte der Professor.

„Nein, Gottlieb. Zuerst und zuletzt kommt es doch darauf an, ob du sie aufrichtig liebst."

„Die Bedingungen dazu," lautete die Antwort, „sind, denk' ich, vorhanden. Ich bin unerfahren auf diesem Gebiet und finde es schade, daß Edison noch keinen Apparat erfand, von

dem man wie von einem Thermometer ablesen kann, bei welchem Grad die sogenannte ‚rechte Liebe‘ beginnt.“

„Man braucht dergleichen nicht,“ versetzte die Mutter, „um das eigene Herz zu ergründen. Wo die Liebe erwacht, da pocht und schreit sie vernehmlich genug und zeigt mit flammender Schrift an, wie hoch sie gestiegen. Eher könnten wir den Apparat schon brauchen, um Dolores' Gefühle zu messen, und ich kann dich auf etwas verweisen, das einem solchen verwandt ist.“

„Dann thu's, wenn ich bitten darf, und ich will es fleißig benutzen.“

„Mir gegenüber hat es sich wenigstens bestens bewährt. Dein seliger Vater war sechzehn Jahre älter als ich, und es fehlte ihm der Mut, um mich jungen Springinsfeld, das einzige Kind seines Gutsnachbarn, zu werben. Ich hatte damals beim Pfarrer einen Dompfaffen gesehen, der das Lied ‚Der Jäger von Kurpfalz‘ ganz wunderhübsch pfiff, und meine Freude an dem Tierchen recht lebhaft geäußert. Da wählte dein Vater den Gimpel — schade, daß es kein besser beleumdeter Vogel war — zum Probierstein und schenkte mir einen, der ebenso schön pfiff. An der Art und Weise, wie ich das Geschenk aufnehmen werde, wollt' er erkennen, ob er den großen Schritt wagen dürfe oder nicht ...“

„Und weil er mein Vater wurde, nahmst

du den Vogel an, wie er's wünschte," lachte Gottlieb. „Ich aber soll nun hingehen und der Dolores einen flötenden Gimpel verehren."

Da schlug ihm die Mutter leicht auf die Hand und versetzte: „Wenn du nur pfeifen könntest, wie es mein Arion gethan hat."

„Das ist mir freilich versagt, doch will ich deinem anmutigen Gast mit wahrem Vergnügen etwas Hübsches — was meinst du zu einem besonders stattlichen Blumenstrauße? — zu Füßen legen."

„Thu's! und wenn sie sich von Herzen freut und kein Hehl daraus macht, wie ich beim Geschenk deines Vaters, dann ist es gut. Bedankt sie sich aber nur pflichtgemäß, blickt sie dir dabei nicht innig in die Augen — beschreiben läßt sich das alles nicht, aber es fühlt sich — dann ist's fürs erste noch nichts mit dem Werben. Der Ball heute Abend ...."

„Sie soll den Selam der Selame haben," rief Gottlieb, „und statt durch einen blassen Sklaven wird er der Suleika von mir selbst überreicht."

Diesen Worten folgte ein so lautes und tiefes Gelächter, daß es Dolores auf ihrem Zimmer vernahm. Zusammenschaudernd hielt sie sich die Ohren zu, und von den schönen Lippen klang ihr ein unwilliges „Abscheulich."

Dann lauschte sie vom Fenster aus und mit

der Hand auf dem Herzen dem Chopinschen Trauermarsche weiter, der von unten her zu ihr heraufdrang. Dabei glühten die Wangen ihr mehr und mehr, und das schwarze Auge leuchtete plötzlich auf, als ob sie ein Wagestück plane. Und sie unternahm auch ein solches; denn nachdem sie etliche Zeilen mit flüchtiger Hand geschrieben, übergab sie dieselben der Zofe mit dem Geheiß, es dem Herrn „Sierra unten" zu bringen; es könne heute aus dem Klavierspiel nichts werden. In dem Briefchen aber stand nichts als auf Spanisch: „Ich erwarte Sie bestimmt auf dem Balle. Sie führen mich zu Tisch. Den Platz neben ihr hebt Ihnen auf Ihre Dolores. — Als Sie den Trauermarsch so göttlich spielten, hab' ich mit Ihnen in der Wunderwelt gelebt, die uns Beiden vertraut ist."

* * *

Der Kommerzienrat Krüger pflegte zwei Bälle zu geben; den ersten, den man den „Weihnachtsball" nannte, am dreiundzwanzigsten Dezember. Er galt für den hübschesten in der ganzen Saison, und obgleich er viele Damen bei den Vorbereitungen für den Weihnachtsabend störte, wurde er doch gern besucht; denn die Hausfrau wußte mit den erwachsenen Kindern manche erfreuliche Ueberraschung im Sinne der

Weihnachtszeit zu erdenken, und die schönen Räume des Krügerschen Hauses trugen das Ihre bei, diesen Ball zu einem wahren Fest zu gestalten.

Dolores war in einem luftigen schwarz und roten Kleide erschienen; Granatenblüten und Korallenzweige glühten in dem tiefdunkeln Haar, an der Brust und dem Rocke des schönen Mädchens.

„Gruß des Südens,“ flüsterte der lyrische Dichter Blumentau bei ihrem Anblick der Hausfrau zu und küßte sich dabei die Fingerspitzen.

Zwei Kavallerieoffiziere hatten sich schon eine Weile über sie unterhalten. Jetzt rief der ältere: „Man könnte — wer lacht hier? — könnte wirklich an ernste Absichten denken. Will übrigens bei der charmanten Frau Oberamtmann, die der Chapeau des exotischen Fräuleins, Erkundigungen einziehen, wie es mit den Fundamenten bestellt ist.“

„Solid,“ entgegnete der größere. „Fünf bis sechs Nullen, und dazu eine glückliche Waise. Ein Narr, daß ich's Ihnen stecke.“

Die junge Dame, der dies Zwiegespräch galt, war verschwunden, bevor es zu Ende gelangte. Ein hoch aufgeschossener Civilist von bräunlicher Gesichtsfarbe hatte sie in einen Nebenraum geführt, wo er eifrig mit ihr flüsterte. Sein Hut war der Versteck eines bescheidenen Sträußchens gewesen, in dem sich unter Maiblumen zwei

gelbe Rosen und etliche Veilchen mischten. Jetzt aber hatte es — niemand konnte sagen, wie und wann — den Weg in Dolores' Hand gefunden. Dort sollte es die Kraft des Probiersteines der Frau Werner bald aufs beste bewähren; denn die Beschenkte nahm die erste günstige Gelegenheit wahr, es an die Lippen zu führen. Der glückliche Spender wußte nun, wie weit es ihm zu gehen erlaubt sei.

Doch er fand noch keine Zeit für dergleichen; denn Dolores war bald von Herren in Uniform und im Frack umringt. Ihre Tanzkarte bedeckte sich im Nu mit Namen. Nur einen Walzer hob sie beharrlich auf; denn sie hielt es für Pflicht, ihn dem Sohne ihrer lieben Wirtin aufzubewahren; obgleich sie aber mehr als einmal nach dem Professor ausschaute, fand sie ihn doch erst nach der Polonaise bei seiner Mutter. Das gute Gesicht strahlte ihm vor froher Erregung, und mit berechtigtem Stolze blickte er auf einen Riesenstrauß, in dem sich Rosen und Gardenien um die Märchengestalten bunter Orchideen scharten. Die Mutter hatte eben bemerkt, Dolores' Hand sei wohl zu klein, um dies Wunderwerk der Bouquetbinderei zu halten, und er dagegen versichert, wo es sich um Gaben der Liebe handle, stärke der Herr wunderbar die Kräfte der Schwachen; er erinnere sie nur an die Weiber von Weinsberg.

Daß dieser Bemerkung ein herzliches Auflachen folgen mußte, verstand sich bei seiner Stimmung von selbst. Der Spanierin klang es noch in den Ohren, als er auf sie zutrat und ihr den Strauß überreichte. Er war in der That von verblüffendem Umfang, doch Bouquets sind Auszeichnungen, und je größer und schöner der Strauß, desto wärmer scheint die Anerkennung des Gebers. Der allerprächtigste pflegt gemeinhin die freundlichste Aufnahme zu finden. Diesmal sollte indes dieser Satz sich als trügerisch erweisen; denn Dolores ward beim Anblick des Riesenbouquets von einer peinlichen Empfindung ergriffen. Es that ihr weh, daß neben diesem Blumengarten die bescheidene Gabe des armen Künstlers, an der sie sich herzlich gefreut hatte, zu einem winzigen Nichts herabgedrückt werden sollte. Um des geliebten Mannes willen durften diese ungleichen Gaben nicht beisammen bleiben, und während ihr dies klar ward, wollte ihr das derbe, von übermütigem Frohsinn glänzende Gesicht des breitschulterigen Gelehrten roh und widerwärtig erscheinen. Den Strauß zurückzuweisen, ging nicht an, und so verneigte sie sich nur förmlich, nahm die schwere Gabe in beide Hände, dankte dem Gelehrten und fügte hinzu: „Aber Sie laden mich zu Gast, wie der Fuchs den Storch, Herr Professor. Diese Blumen sind herrlich, doch sie aus der Nähe zu

genießen, dazu fehlt mir die Kraft. Liebe, teure Frau, Sie heben mir den Strauß wohl auf, während ich tanze."

Damit warf sie noch einen kühlen Blick auf das Bouquet, legte es der Frau Oberamtmann in den Schoß und atmete wie erleichtert auf. Dann sah sie in die Karte und teilte Gottlieb mit, daß sie den nächsten Walzer ihm aufbewahrt habe.

Der Professor hatte der Mutter längst einen vielsagenden Blick zugeworfen. Nun verneigte er sich höflich und sah dabei nicht traurig aus, wohl aber verblüfft und als habe ein wissenschaftlicher Versuch ein anderes Ergebnis gehabt, als er erwartet.

Bei den Klängen des Vorspiels sagte er mit einem Seufzer, dem man schwer anhören konnte, ob er ernst gemeint sei oder scherzhaft: „Das Schicksal macht es uns schwer, innigst verehrtes Fräulein, einander Erfreuliches zu erweisen. Ich ließ für Sie — es war gut gemeint — die Kinder Flora's decimieren und lud Sie damit nur zu dem bekannten Gastmahl der Fabel. Sie aber erweisen mir die Gegengabe einer beneidenswerten Gunst und rächen sich damit unbewußt an einem Manne, der keinen Tanz seine Freude nennt; den Walzer aber, und besonders den eins, zwei, drei — einen unversöhnlichen Feind."

„So versuchen wir es mit dem, den Sie besser verstehen," entgegnete Dolores freundlich, und Gottlieb that, wie ihm geheißen, nachdem er lang mit dem ersten Schritte gezaudert. Aber es war dennoch der falsche gewesen, und der Takt der Musik und der Walzer des Gelehrten blieben einander fremd bis ans Ende.

Die Mutter beobachtete das Ungeschick des Sohnes beklommenen Herzens, und es war ihr, als begegne es ihr selbst, wenn er an andere Paare stieß oder gestoßen wurde, wohin er sich auch wandte. Er mußte ihrem zarten Gaste auch weh gethan haben — vielleicht mit den schweren Stiefeln von heute morgen, in denen er unverantwortlicherweise auf den Ball gegangen war, wie sie jetzt erst bemerkte; denn Dolores' hübsches Gesicht gewann einen schmerzlichen Ausdruck. Die weichherzige Frau bemitleidete das Mädchen, aber noch mehr den wackeren Sohn, der hier — sie bemerkte es wohl — dem Spott hohler Wichte und übermütiger Backfische anheimfiel.

Eine schmerzliche Empfindung ergriff sie. Die Abweisung, die der Sohn erfahren, und die einen schönen Wunsch zertrümmerte, den sie lange gehegt, ging ihr dabei so nahe, daß es ihr, auch noch nachdem Gottlieb seine Tänzerin mit triefender Stirne einem andern Herrn überlassen, schwer fiel, die Fragen ihrer Nachbarin zur Rechten

verständig zu beantworten. Dabei glitt der unselige, große Strauß ihr fortwährend über den glatten Seidenstoff des Kleides vom Schoße, und sie ließ es ruhig geschehen, daß ihre Nachbarin zur Linken, eine hübsche, junge Blondine, ihn jedesmal dienstfertig aufhob.

Als dies, sie wußte nicht zum wievieltenmale, geschehen war, schaute die gekränkte Mutter ein großes, helles, besonders reines blaues Augenpaar fröhlich an, und sobald Frau Werner die ersten Worte mit dem gefälligen Mädchen gewechselt, dessen noch kein Tänzer begehrt hatte, öffnete sich ihm ihr freundliches Herz.

Armes Kind!

Das weiße Kleidchen war so frisch und sauber wie möglich, aber als dies anmutige junge Geschöpf zum Balle geschmückt ward, hatte dabei sicher — sie hätte darauf schwören mögen — keine Mutter geholfen. Was hätte sie, die Frau Oberamtmann, aus dieser Gestalt und diesem köstlichen Blondhaar gemacht, wenn es an ihr gewesen wäre, dafür zu sorgen!

Und sie hatte recht gesehen. Marie lebte allein mit dem Vater, einem Regierungsrat Förster, der, halb erblindet, sein Amt niedergelegt hatte, und einigen jüngeren Geschwistern. Die Mutter war ihr vor sechs Jahren gestorben, und das steigerte das Wohlgefallen Frau Werners an der jungen Bekannten; denn das Mitleid ist

ein kräftiger Liebeswecker, und wen freute es nicht, seinen Scharfblick bestätigt zu finden?

Die gütige Art der neuen Freundin öffnete dem Mädchen bald Herz und Lippen. Ihre Mutter hatte der Frau Kommerzienrat sehr nahe gestanden, und so war sie zum Ball — ihrem allerersten — geladen worden. Alice Krüger, die Tochter des Hauses, die ihr und dem Vater versprochen, sich ihrer anzunehmen, hatte dazu noch keine Zeit gefunden, — und sie war ganz fremd in diesem Kreise. Nur ein einziger Herr — der Lieutenant dort — habe, ohne ihr vorgestellt zu sein, seinen Namen zu einer Française geschrieben.

„Weil Sie es ihm angethan haben, Sie liebes Kind!“ rief Frau Werner und bewährte sogleich die Thatkraft, die ihr Sohn so hoch an ihr schätzte. Zuerst nahm sie Marie die Tanzkarte aus der Hand und sagte: „Nur das Souper nehm' ich für meinen Sohn in Anspruch; denn wie er es mit dem Tanz halten will, kann ich nicht sagen. Ein guter Tischnachbar ist er gewiß, dafür darf ich bürgen. O, Herr Assessor, und Sie, Herr Lieutenant! Nur auf ein Wort!“

Beide folgten dienstfertig der beliebten Frau, und von dem nächsten Tanze an behielt Marie Förster kaum Zeit, sich auszuruhen; die Frau Oberamtmann aber hatte nun doch etwas, woran

sie sich diesen Abend freuen konnte, der so übel begonnen.

Der Sohn fuhr indes fort, ihr geringes Vergnügen zu bereiten. Nur einmal wurde ihr durch ihn etwas Angenehmes zu teil; denn nachdem er sie aufgesucht, ihrem Vorschlag, Marie zu Tisch zu führen, zugestimmt und dann auf Kosten der eigenen Person und des großen Straußes gescherzt hatte, war er wieder in den Saal zurückgetreten; der junge Schützling seiner Mutter aber hatte ihm mit den hellen Augen nachgeschaut und Frau Werner versichert, das Lachen ihres Sohnes höre sich so hübsch an. Es komme gerade aus dem Herzen und erinnere sie recht an den Vater.

Was Gottlieb angeht, so schaute er von einem Pfeiler aus dem Tanze zu. Er war sich bewußt, durch den Walzer mit Dolores keine Lorbeeren geerntet und manchen spöttischen Blick auf sich gezogen zu haben. Das war ihm nicht lieb, doch schien es ihm leicht zu ertragen. Dolores war ihm kurze Zeit begehrenswert erschienen; doch der Probierstein seiner Mutter hatte sich bewährt, und er war mit ihr fertig. Wie er einmal bemerkte, daß ihre dunkeln Augen in denen des Musikers ruhten, dachte er: „Steht es so? Mein Segen soll euch nicht fehlen."

Vor dem Souper kam ein Tanz, bei dem die Damen die Herren aufzufordern hatten, und

Gottlieb stand an seinem Pfeiler und sprach mit einem ironischen Lächeln zu sich selbst: „Nach deinen Leistungen von vorhin könntest du in einer Eremitenzelle im Herzen der Wüste nicht sicherer sein, unbehelligt zu bleiben, als bei dieser Wahltour."

Aber er irrte; denn der Chirurg Zeller, einer seiner liebsten Universitätsfreunde, trat auf ihn zu, begrüßte ihn herzlich und fragte: „Aber du, Mann der scharfen Beobachtung, was machst du hier, wo so blutwenig eine genauere Untersuchung aushält?"

„Fiasco", erwiderte die tiefe Stimme Gottliebs; der Doktor aber versetzte: „Deine Lorbeeren grünen eben anderswo als im Ballsaal."

Doch der Chirurg sollte eines Besseren belehrt werden; denn eine der hübschesten Damen, Marie Förster, die junge Freundin seiner Mutter, forderte den Professor auf.

Es wurde eine Polka gespielt, der Tanz, den er sein „Paradepferd" nannte, und es setzte ihn selbst in Erstaunen, wie gut er seine Aufgabe löste. Sie verstand das Ding aber auch vortrefflich, und ganz hingerissen von dem Wohlgefallen an ihr und der Freude über das eigene Gelingen tanzte er und tanzte, bis die Mutter, an der er wieder einmal vorbeikam, ihm lebhaft zu erkennen gab, daß es nun genug sei.

Da hielt er inne, und Marie preßte die

Hand auf die wogende Brust und sagte tief atmend: „So lang hab' ich noch nie getanzt, aber es war schön, und ich könnte gleich wieder anfangen."

„Ich auch," versetzte er munter; doch die Musik brach plötzlich ab, und gleich darauf erhob ein gemischter Chor die Stimme und sang ein heiteres Weihnachtslied.

Das war der Ruf zum Souper, das im zweiten Stock des Hauses eingenommen werden sollte. Die Paare ordneten sich und wurden in das weite, angenehm durchwärmte Treppenhaus geführt, das von Hunderten von Kerzen, die an schön aufgeputzten Christbäumen brannten, echt weihnachtshell erleuchtet war.

Der Professor führte Marie, und wie er mit ihr die breite Treppe hinanstieg, bekannte sie ihm, wie dankbar sie seiner Mutter sei; er aber erwiderte, daß ihre Empfindungen auf diesem Gebiete den seinen begegneten, wie der Zwerg dem Riesen, und damit war er auf das Unterhaltungsgebiet gelangt, das ihm neben seiner Wissenschaft das liebste.

„Wo sie nur sein mag?" schloß er strahlenden Auges und schaute sich nach der geliebten Frau um. Er fand sie auch bald am Arm des Geheimrats Jungmann, der im Kultusministerium den Angelegenheiten der Universitäten vorstand. Jetzt winkte er ihr zu; doch im Eifer des

Gespräches bemerkte sie ihn nicht. Da bekannte der Professor, daß er und die Mutter leicht der Schwäche verfielen, zu gern von einander zu reden. Getrost könne er eine Wette eingehen, daß er es sei, dessen die Geberin seiner Tage eben so lebhaft gedenke. „Und," fuhr er munter fort, „wie die hängenden Gärten der Semiramis kommt sie daher. Ein Glück, daß der Chirurgus Zeller ihr nachfolgt; denn wie leicht könnte sie sich verheben! Nur weil es ihr unmöglich ist, was es auch sei verkommen zu sehen, hat sie sich mit dem Monstrum belastet."

Damit stand er still, um der Mutter zu winken, und Marie hob den Fächer zu dem nämlichen Zweck. Wie sie aber den Fuß auf die nächste Stufe setzte, um die Lücke zu füllen, die schon zwischen ihr und den Voransteigenden entstand, vernahm Gottlieb ein wunderlich knisterndes Rauschen, und gleich darauf ein bedauerliches „O weh!" Zu gleicher Zeit fühlte er sich am Fuße wie von einer leichten Schlinge gehemmt und suchte sich ihr mit einer raschen Bewegung, die der ihm eigenen Kraft leider alle Ehre machte, zu entziehen. Doch ein zweites, lautes „Oh" lehrte ihn, daß seiner schönen Gefährtin etwas Uebles begegnet sei, und wie sie ihm auch den Arm entzog und sich bückte, gewahrte er eine neue, augenfällige Probe seines Ungeschicks. Er hatte dem Mädchen das Kleid

in einer Weise abgetreten, die ihn mit Entsetzen erfüllte.

Während er sich nun Entschuldigungen stammelnd bückte, hörte er hinter sich eine Frauenstimme das böse Wort „un para poco“, das — er verstand Spanisch — einen ungeschickten Tölpel bedeutet, unwillig rufen. Es kam von den Lippen der schönen Dolores, die mit dem langen schwarzen Musiker und dem winzigen Sträußchen desselben hinter ihm auf der Treppe stand.

Jetzt bemühte sich Gottlieb, beim Gutmachen des Schadens Beistand zu leisten, und er that es bangen Herzens; denn das harte Verdikt des Gastes der Mutter, dem er nichts als Freundliches erwiesen, klang ihm noch vor dem Ohre. Auf das Schlimmste war er gefaßt, ja sogar auf Weiberthränen, das Einzige, dessen Anblick ihm, der mit allerlei widerwärtigem Getier auf Du und Du stand, von Kind an unerträglich erschien.

Aber — und er atmete auf und schwur sich zu, diesem grundguten Geschöpf das nie zu vergessen — aber Marie schien gar nicht daran zu denken, daß ihr selbst etwas Uebles widerfahren. Es hatte vielmehr den Anschein, als thue es ihr nur leid, daß ihm, der freilich kläglich genug dreinschaute, etwas so Unangenehmes begegnet. Seine Selbstanklage schnitt sie mit der Versicherung ab, sie hätten sich ja beide um-

gedreht und einen Augenblick vergessen, auf das Steigen zu achten.

Das konnte er denn doch nicht zugeben, und wie er fortfuhr, um Entschuldigung zu bitten, flüsterte sie ihm, während sie die flatternden Stücke des Rockes mit züchtigem Erröten zusammenfaßte und aus seiner Hand entgegennahm, zu: „Ich bin nur nicht gewöhnt, die dummen Kleider mit der Schleppe zu tragen. Das ist mein erstes. Seien Sie doch wieder vergnügt, sonst ist mir der ganze Abend verdorben. Ich höre Sie so gerne lachen, und — Sie dürfen es glauben — ich bin wirklich ganz allein schuld an dem Unglück, das noch dazu gar keines ist; denn so bald komme ich doch nicht wieder auf einen Ball."

Dazu schauten die hellen Augen bittend in die seinen, er aber blieb ihr die Antwort in Worten schuldig. Erst als die Mutter, erstaunt über eine so unerhörte Zerstörung, den Zusammenhang der Fetzen des Rockes zu ergründen suchte, sagte er kopfschüttelnd und mit komischem Ernste: „Ein Freund sagte mir vorhin, der Ballsaal sei nicht der Schauplatz meiner Erfolge, und doch habe ich in einem solchen etwas Ungewöhnliches geleistet, wenn auch nur als Verwüster. Und daran, liebes Fräulein, ist etwas Gutes; denn der Verwüster gedenkt die Geschichte, und gerade sie werden am schwersten vergessen."

Da errötete Marie; Frau Werner aber brachte sie mit einer Frau Konsistorialrat zusammen, die drei Töchter auf die Bälle führte und stets ein Nähzeug in der Tasche trug, um die Wunden an den Kleidern nicht nur der eigenen Kinder damit zu heilen.

Während diese hilfreiche Dame sich mit dem zerrissenen Rocke beschäftigte, fand Gottlieb Gelegenheit, der Mutter darzuthun, daß ihr Probierstein zwar gut sei, er, ihr Sohn, aber noch einen zuverlässigeren entdeckt zu haben meine.

Auf die Frage, wie dieser beschaffen, erfolgte die Antwort: „Wenn diejenige, die uns gefällt, sich uns freundlich erweist, auch wenn wir ihr unwissentlich wehe gethan haben, dann ist sie die Rechte. — Ich spreche von Thatsachen, von Selbsterlebtem, Mutter, und glaubst du mir nicht, so trete ich deiner Dolores morgen geflissentlich den Rock ab, und du wirst dich mit meiner Brille versöhnen."

Hier lachte Gottlieb wieder hell auf; die Mutter aber versetzte: „Du brauchst weder deine Augen noch ein unschuldiges Kleid einer Gefahr auszusetzen; denn mit meinem Gast sind wir leider, denk' ich, im reinen." Dabei warf sie einen Blick auf den Strauß. „Aber merkwürdig ist es doch, und es muß in deine Erblichkeitstheorien passen, wie oft uns beiden ähnliche Ein-

fälle kommen. Auch ich habe einen neuen Probierstein gefunden."

„So können wir eine Mineraliensammlung zu meinen zoologischen fügen," entgegnete Gottlieb.

„Es fragt sich nur, wer das kostbarste Stück dazu liefert."

„Ich glaube, daß das meine alles erfüllt, was ich brauche; aber es wäre doch gut, auch deinen Fund kennen zu lernen. Bevor man sich ins Wasser stürzt, ist jedes Lot willkommen, das die Tiefe sondiert. Beginnen wir also die Prüfung."

„Nein, nein," unterbrach ihn die Mutter. „Noch darf ich meinen Probierstein nicht zeigen; aber er ward schon für dich benutzt und mit gutem Erfolg."

„Wenn das nicht zur Neugier zwingt!" rief Gottlieb; Frau Werner aber versetzte schnell: „Ihr Männer pflegt dergleichen ja Wißbegierde zu nennen. Wenn wir satt sind, kann ich auch die vielleicht stillen; doch jetzt geht es zu Tische."

Es gab ein vorzügliches Gastmahl, wobei es an nichts fehlte, was dazu gehört. Auch an Frohsinn und strahlenden Augen war kein Mangel, und wenn viele öfter nach dem Professor und seiner hübschen Tischnachbarin schauten, als nach anderen Mitgästen, so hatte das verschiedene Gründe. Erstens nämlich ging dies junge Paar bei lebhaftem Gespräch und allerlei neuen glück-

seligen Empfindungen so ganz ineinander auf, daß es nicht unbemerkt blieb, und zweitens übertönte Gottliebs herzliches Lachen das lebhafte Tischgespräch bisweilen so laut, daß mancher unwillige und mahnende Blick den Weg zu ihm fand. Zu den letzteren hatte anfänglich auch der seiner Mutter gehört; doch bald gewann ihr Auge den ruhig-heiteren Glanz zurück; denn sie hatte sich überzeugt, daß es außer ihr noch eine gab, die ihren Sohn mit besonderer Innigkeit anschaute, wenn seine böse Angewohnheit die Gestrengen am meisten verdroß.

Als der Wirt die Tafel aufhob, wollte dies dem Professor und seiner blonden Nachbarin wie eine Frevelthat erscheinen; denn sie hatten beide eine Stunde der reinsten Glückseligkeit genossen. Nur beim letzten Braten war etwas vorgefallen, das den Professor auf kurze Zeit nachdenklich stimmte; doch zog er die Nachbarin nicht ins Vertrauen, auch nicht, als er sie nach Hause begleitete. Der Zustand ihres Kleides machte für Marie den Aufbruch vor dem Beginne der zweiten Hälfte des Balles notwendig, und der Heimweg, Arm in Arm und ganz allein mit ihr — denn die Förster'sche Magd war noch nicht gekommen und kein Wagen zu finden gewesen, — dieser Heimweg gestaltete sich für Gottlieb zu einer neuen Quelle des Glückes. Vor dem Garten in der Vorstadt, der ihr väter-

liches Haus umgab, mußte er ihr endlich „Lebewohl“ sagen, und er erhielt die Erlaubnis, sich morgen zu erkundigen, wie der Ball ihr bekommen. Sie bemerkte dazu, daß er ja nicht zu früh bei ihnen vorsprechen möge, weil sie am Morgen Einkäufe zu machen habe. Es lag ihr also daran, ihn wiederzusehen!

Unterwegs hatte sie von neuem mit solcher Wärme von seiner Mutter gesprochen, daß ihm dabei das Herz aufgegangen war, und wie froh überrascht hatte er ihr zugehört, als sie erzählte, der Vater halte an vierzig Vögel, deren Pflege sein größtes Vergnügen. Sie sei dabei seine Gehilfin, und sie wisse sich außer den Geschwistern kaum etwas Lieberes als die munteren gefiederten Wesen.

Wie hübsch das alles war!

Hatte doch mit der Beobachtung der Vögel auf dem Gute des Vaters seine eigene zoologische Thätigkeit begonnen.

Zu Hause wartete Gottlieb die Heimkehr der Damen ab. Nachdem Dolores sich schnell zur Ruhe begeben hatte, hielt er die Mutter zurück und sagte: „Schenke mir noch einen Augenblick; denn ich möchte wissen, wie du, Probiersteinfinderin, den folgenden Vorfall beurteilst. Ich halte dich nicht lange auf. Der Musiker also — du weißt — saß mit deinem Gaste bei Tisch mir gegenüber. Beim Braten nun goß der be-

wegliche Herr seiner Nachbarin einen halben Liter Fasanensauce, der man die Eigenschaft der Fettigkeit nicht absprechen kann, auf das Kleid, und sie, die mich wegen meines Ungeschickes, das nur einer andern zum Schaden gedieh, einen Tölpel genannt hatte, benahm sich bei dem des Spaniers, das ihr eigenstes Selbst oder doch dessen Hülle betraf, wie ein Turteltäubchen, ein Vogel, der nota bene bei unbefangener Beobachtung sehr viel weniger sanft als sein Ruf ist. Höchst vergnügt machte sie sogar die anmutige Bemerkung, das Rot ihres Kleides steche ohnehin zu grell von dem Schwarz ab. Der Künstler habe nur einen hübschen Farbenübergang geschaffen und eine Dissonanz zur glücklichen Lösung gebracht. So sprach sie. Mir aber ist dies merkwürdig und wert erschienen, es dir zu so später Stunde mitzuteilen, weil — und nun gib acht — weil dieser Fall, täuscht mich nicht alles, meinen eigenen jüngst entdeckten Probierstein völlig entwertet; denn er beweist, denk' ich, daß die Verstellungskunst deines verehrlichen Geschlechtes, zu deren Abwehr uns nach Schopenhauer der Himmel den Bart wachsen ließ, unter allen Umständen hinreicht, zum bösen Spiele gute Miene zu machen."

„Bist du fertig?" fragte die Mutter. Dann seufzte sie leise: „Arme Dolores! Ich sah es bei dem vierhändigen Spiele mit dem Spanier

kommen und hab's zu verhindern gesucht; aber leider, das lehrt diese Geschichte, vergebens. Sie liebt den Pianisten, und wenn er nicht bis Neujahr um sie anhält, will ich meinen neuen Probierstein gegen den deinen vertauschen."

„Wenn ich ihn trotz alldem hergebe, Mutter."

„Er bewährte sich freilich aufs allerbeste," fiel ihm Frau Werner ins Wort; „denn er war's, der dem Musiker zeigte, daß ihm Dolores gut ist. Zu deinem letzten Angriff gegen das Geschlecht deiner Mutter habe ich jetzt nur dies zu bemerken, weil es sehr spät ist: allerdings läßt sich jedes wohlerzogene Weib das Kleid verderben und etwas Aehnliches anthun, ohne aufzubrausen, und dergleichen; aber wie mein Gast dem Spanier, begegnen wir bei einem solchen Verdruß nur denen, die uns gefallen."

„Du hast immer Recht," entgegnete Gottlieb; „aber ich benutze morgen, sintemal du darauf bestehst, mit deiner Entdeckung, dem dritten Probierstein, Versteck zu spielen, doch deinen ersten, der sich zweimal bewährte."

„Und schenkst meinem neuen blonden Liebling einen Strauß?"

„Nein, Mutter! Ich halte mich näher an die erste Vorschrift. Sie bekommt einen pfeifenden Gimpel."

„Du lachst so herzlich, Gottlieb, daß man glauben könnte, es sei dir Ernst mit dieser

Thorheit. Indes steckt doch wohl irgend ein neckischer Doppelsinn dahinter. Ich bin jetzt nur zu müde, um ihn zu durchschauen. Auf morgen denn, du unverbesserliches großes Kind. Bleibe, wie du bist, und träume von deinem Blondkopf!“

In der neunten Stunde des Morgens, der dem Balle folgte, betrat der Professor die große Geib'sche Vogelhandlung auf dem Residenzplatz.

Es war trotz der Menge der befiederten Sänger, die er beherbergte, recht still in dem Laden, wenn nicht ein vereinzelter Kakaduschrei die Ruhe schrill unterbrach. Sonst hörte man nur leises Zwitschern, Piepsen oder Scharren; kaum aber hatte Gottlieb sich einige Minuten mit dem Händler unterhalten und dabei — lag ihm doch Heiteres und Erfreuliches genug im Sinne — mehrmals recht herzhaft aufgelacht, als es lebendig um ihn her ward, und der lange schmale Raum sich mit munterem Gesang und Gezirp, hellen Flötentönen und scharfem Geschmetter erfüllte.

Herr Geib, der Händler, besaß augenblicklich keinen Dompfaffen; aber er wußte, wo ein wahrer Künstler dieser Art zu finden war, der nicht nur ein Lied, sondern deren zwei rein zu flöten verstand. Eine Seltenheit ersten Ranges, aber leider im Besitze eines Liebhabers, der immer nur gekauft und getauscht hatte. Indessen wollte

Herr Geib dem „verehrten Gönner“, dem er so manchen guten Rat verdankte, zu gefallen, das Mögliche thun. Leicht werde das Ding freilich nicht sein und billig ebensowenig. Ein gewöhnlicher, nur ein leichtes Lied pfeifender Dompfaffe sei schon für zehn Thaler zu haben; besonders gelehrte habe er aber selbst mehrfach für hundert Mark verkauft, und der Besitzer werde seinen seltenen Schatz, der zwei Volkslieder glockenrein flöte, kaum für das Doppelte hergeben, ja wenn er noch mehr verlange, sei er im Rechte. Freilich war der Herr, an den er dachte, ein Familienvater, der nicht gerade im Golde schwamm, und wenn am Weihnachtsheiligabend eine hübsche Summe ihm gleichsam in den Schoß fiel . . .“

Hier unterbrach Gottlieb den eifrigen Mann mit der Bemerkung, er wolle sich das Ding überlegen; der Händler aber wurde in die Schreibstube gerufen.

Als der Professor allein war, nahm er die Brille ab und begann, wie gewöhnlich, wenn es ihm schwer fiel, zu einem Entschlusse zu gelangen, die Gläser mit besonderer Sorgfalt zu putzen. Bevor er aber damit fertig war, ereignete sich etwas, das er wohl berechtigt war für ein Wunder oder eine Fügung des Schicksals zu halten; denn über die Schwelle trat diejenige, um derentwillen er eben die Brillengläser gerieben: die blonde Marie, seine Tischnachbarin von gestern.

Der rasselnde Ton der Glocke über der Ladenthür, der lange nachklirrend ihren Besuch anmeldete, wollte ihm heute wohlklingend erscheinen. Die Vögel, die schon ruhiger geworden, fingen auch wieder an, die Stimme zu erheben; denn eine lebhafte Unterhaltung mit Marie, in die sich manches Auflachen des Gelehrten mischte, weckte selbst den steinalten, grauen Papagei Koko, den Senior des Geschäftes, aus dem Schlummer.

Wie reizend der Blondkopf, dem die Winterkälte die Wangen gerötet hatte, heute aussah, und wie köstlich es sich mit ihm plaudern ließ! Marie war auch durch den Vater mit vielen Vögeln vertraut und hatte allerlei gute Bücher über das gefiederte Volk dem Blinden vorgelesen. Sein Kamerad bei der Forschung sollte sie werden; war sie doch jetzt schon ein kleiner Ornitholog. Der hübscheste, den er jemals gesehen!

Die Zeit schwand den Beiden wie im Fluge dahin, und Marie schrak zusammen, als sie die Ladenuhr Zehn schlagen hörte. Nun mußte sie fort; denn eigentlich hätte der Vater ihr jetzt schon an seinem Werke über die Singvögel Deutschlands diktieren sollen. Um Zwölf wollte sie bei Gottliebs Mutter vorsprechen, um ihr die goldenen Nadeln zurückzubringen, mit denen ein Teil des beschädigten Rockes zusammengesteckt worden war.

Die Spottdrossel, die sie hier suchte, hatte sie schon unter Gottliebs Beistand gefunden. Sie wollte sie selbst mitnehmen, und der Gehilfe reichte sie ihr und schlug das Tuch, das sie zu diesem Zwecke mitgebracht, um das Bauer. Den Preis hatte der Professor für sie ausgemacht; doch als es ans Bezahlen ging, bemächtigte sich ihrer plötzlich eine Befangenheit, wie Gottlieb sie noch nicht an ihr wahrgenommen hatte. Da fragte er sie bescheiden, ob sie die Börse vergessen habe, sie aber schüttelte errötend den blonden Kopf, zog mit einem raschen Entschluß eine Sparbüchse aus der Tasche und schüttete den Inhalt vor dem überraschten Gehilfen auf die unpolierte Tafel, die hier den Ladentisch vertrat.

„Es sind fünf Mark zu viel," sagte sie leise, „zählen Sie nur nach."

Die Verlegenheit stand ihr wieder sehr hübsch; Gottlieb aber gab sich den Anschein, als bemerke er sie nicht, und half ihr ganz unbefangen die kleinen und kleinsten Münzen sondern und abzählen. Wie er aber mit ernster Miene eine Kolonnade von Fünf- und Zehnpfennigstücksäulen aufgebaut hatte, von denen jede eine Mark ausmachte, faßte sie sich wiederum ein Herz und sagte: „Sie werden mich für sehr unbedacht halten, daß ich diesen Kleinkram nicht in Gold umwechselte, bevor ich hieherkam; aber — das ist ja keine Schande — ich bekomme nur ein

bescheidenes Taschengeld, und die kleinen Geschwister noch weniger. Davon legten wir seit einem Vierteljahr einen Teil in die Sparbüchse, um den Vater mit dem Vogel dort, den er sich schon lange wünscht — Sie kennen ja seinen prächtigen Gesang — zu Weihnachten zu überraschen. Mit dem Inhalt der Sparbüchse haben wir die Drossel gleichsam wachsen sehen, und wenn ich die Groschen zählte oder nur ansah, dacht' ich immer: darin steckt das Tierchen, und bald ist es flügge, und zu Weihnachten soll es unter unserm Christbaume singen. Schon seit Sonntag haben wir genug, und heute früh steckt' ich unsern kleinen Schatz zu mir. Hätt' ich der Wirtschaftskasse, die ich führe, den Kaufpreis in Gold oder Papier entnommen, es wäre etwas ganz anderes gewesen. Die Kleinen sahen auch zu, wie ich die Kasse in die Tasche steckte. Es muß ihr Geld sein, dacht' ich, ihr eigenes Erspartes, Münze für Münze, wofür dem Vater die Freude gemacht wird. Ungewöhnlich ist meine Zahlungsart freilich, Sie halten mich gewiß auch für ein recht kindisches Ding, und wenn Sie jetzt nicht lachen, so thun Sie es wohl, wenn ich fort bin."

Aber Gottlieb folgte diesmal nicht seiner Gewohnheit, sondern fuhr sich mit der Hand über die Brille; denn der Anblick des Nickels und Silbers, das von so vielen kleinen, gern

dargebrachten Opfern erzählte, kam ihm nichts weniger als lächerlich vor. Dabei zeigte ihm die lebhafte Einbildungskraft den Christbaum, den Marie geschmückt, die Freude des blinden Mannes über das schöne Exemplar des trefflichen Sängers Mimus polyglottus, dessen Wert er zu schätzen wußte, und die Kinder, die sich um den Vater drängten, ein jedes in dem frohen Bewußtsein, ihm einen lang gehegten Wunsch zu erfüllen, — und wie der Vogelfreund Gottlieb sich endlich auch den Augenblick vergegenwärtigte, in dem der Mann, dem die gefiederten Sänger so lieb waren wie ihm selbst, das erste Flöten der Spottdrossel vernehmen werde — da kam es doch so wunderlich über ihn, daß er hell auflachen mußte. Und seltsam! Dies Lachen that dem Mädchen wohl, statt es zu verletzen. Es wäre übrigens auch recht gedeutet worden, wenn der Professor nicht hinzugefügt hätte: „Was seid ihr für ein braves, großmütiges Völkchen! Und Ihnen, Fräulein Marie, bin ich zu besonderem Dank verpflichtet, daß Sie mich der Entleerung des Juliusturmes dort beiwohnen ließen. Wär' es mir doch auch zuzuschauen gestattet, wenn ihr dem Vater euer schönes Geschenk überreicht!"

„Dies „Ihr" und „Euer" klang so traulich, daß es Marie besonders gefiel, und es schien ihr so gut zu der ganzen Weise des heitern,

ehrlichen, klugen, herzensguten Menschen zu passen, der der Sohn jener freundlichen Frau war, die sie in wenigen Stunden so lieb gewonnen hatte, wie keine seit dem Tod ihrer Mutter. Die Wangen glühten ihr, als sie den Laden mit dem Vogelbauer verließ, und draußen schlug ihr das Herz so hoch, und es war so voll von heller Glückseligkeit, daß auch sie vor sich hinlachen mußte.

Sobald sie verschwunden war, klopfte der Professor an die Schreibstube und rief dem Händler zu: „Kaufen Sie den Gimpel, Geib! Geben Sie in Gottes Namen, was man verlangt. Thun's hundert und zweihundert Mark nicht, so dürfen Sie auch höher gehen. Ich brauche den Dompfaffen, und könnt' ich ihn bis zwölf Uhr haben . . .“

„Gleich mach' ich mich auf,“ unterbrach ihn der andere. „Sie sind doch bei der Frau Mutter zu finden?“

„Jawohl“, erwiderte Gottlieb, und auf der Schwelle rief er noch einmal zurück: „Der Gimpel wird mir nicht zu teuer sein, was er auch koste.“

Die Mutter war ausgegangen, als der Professor nach Haus kam, und das Warten fiel ihm schwer. Im Musiksaal sang Dolores Volkslieder mit glänzenden Koloraturen, und in sein Hinterzimmer drang das leidenschaftliche Klavierspiel des Spaniers. Er war kein besonderer Musik-

freund; daß aber die edle Tonkunst im stande sei, ein Menschenkind so bitter zu quälen, hätt' er doch nicht gedacht.

Aber jedes Ding, auch das verdrießlichste, kommt einmal zu Ende, und kurz vor zwölf Uhr hörte Dolores ein so überlautes Lachen, daß dem Professor wohl etwas ungewöhnlich Erfreuliches begegnet sein mußte.

Der Gehilfe des Herrn Geib hatte den Gimpel gebracht und dazu einen Zettel mit der Notiz: „Es hielt schwer; doch für dreihundert Mark bekam ich den Vogel, der in jeder Hinsicht ein Unikum genannt werden darf. Das Holzbauer ist mit inbegriffen."

Lieber hatte der Professor sich nie von einer Summe getrennt.

Nachdem er den Gimpel mit allen den Vogelfreunden bekannten Mitteln zutraulich gemacht, pfiff er ihm, so gut es sein musikalisches Unvermögen zuließ, die Melodie seines Liedes: „Ich hatt' einen Kameraden" vor. Und siehe! Nach mehreren fruchtlosen Versuchen ließ der Gimpel sich erweichen und flötete sein Stück so wunderbar rein zu Ende, daß Gottlieb nicht nur — dazu hätte es eines geringeren Vergnügens bedurft — in ein helles Gelächter ausbrach, sondern sich — denn auch dies konnte er bei besonders frohen Erregungen schwer unterlassen — die Hände warm rieb.

Nun klingelte es, und zwar so schüchtern, daß es diejenige wohl sein konnte, an der sich der lebendige Probierstein sogleich bewähren sollte, der seinem Vater den Mut gestärkt hatte, um die Mutter zu werben.

Es war Marie!

An diesem Glückstage ging ihm jeder Wunsch in Erfüllung!

Im Wohnzimmer wußte er nicht recht, ob er sich der Abwesenheit der Mutter freuen oder sie bedauern solle. Zum Glück sang Dolores nicht mehr. Das Spiel ihres Anbeters hatte sie wohl nach hinten auf ihr Zimmer gelockt; aber sie konnte jeden Augenblick zurückkommen und dann die schönste Stunde seines Lebens verderben. So ging er denn geradeswegs auf sein Ziel los und bekannte derjenigen, die er im stillen schon „seine Marie" nannte, daß er ein ganz kleines Geschenk für sie habe. Was er ihr angethan, werde sich zwar auch nicht durch die Schätze des Krösus gut machen lassen, doch ein Andenken an die köstlichen Stunden des gestrigen Abends müsse sie schon an diesem fröhlichen und seligen Tage von ihm annehmen. Er habe auch etwas gefunden, das sie an ihre „gute Kameradschaft" erinnern werde. Sie sei ein Vogelfreund wie er selbst. Doch er wolle nichts vorzeitig verraten. Sie werde schon sehen. Einen Augenblick möge sie sich gedulden.

Nun eilte er fort, um den Gimpel zu holen. Im Vorsaal hätte er der Köchin beinahe das Brett voller neu gebackener Christstollen, mit dem sie daher kam, aus der Hand gestoßen, und während sie die in Unordnung geratene Reihe der Backwerke wieder zurechtschob, fragte er sie hastig: „Nun, Gretchen, hat die dort Gnade vor deinen Augen gefunden?“ Damit wies er auf das Wohnzimmer, und wie die Alte mit verständnisinnigem Blinzeln und Schmunzeln versetzte „Die — das wollt' ich meinen — die ließ' ich mir gefallen,“ rief er ihr zu: „Eine weise und fürtreffliche Antwort!“ und eilte mit dem Vogel zu der Wartenden zurück.

Das Bauer war gut versteckt; denn Gottliebs breiter Rücken hätte auch einen Lämmergeier im Käfig verborgen. Erst wie er dicht vor Marie stand, und sie die Verlegenheit, die sie beherrschte, mit dem alten Satze: „Aber ich weiß wirklich nicht —“ zu bemänteln versuchte, hielt er ihr das Bauer entgegen und sagte: „Was Sie nicht wissen, liebes, teures Fräulein Marie, das ist mir um so besser bewußt: ich habe eine Unthat an Ihrem unschuldigen Kleide verübt, das steht fest, und daß Sie mir vergeben haben, hoffentlich nicht minder. Nun soll es die Sache dieses kleinen Musikanten mit der roten Weste sein, Ihnen, bis er den letzten Ton pfeift, das Lied von der guten Kameradschaft vorzuflöten, und

wenn es hier drin" — damit schlug er sich auf die Brust — „Zahlungsmittel gibt . . ."

Jetzt stockte ihm plötzlich die Stimme; denn der Probierstein der Mutter übte seine Kraft mit so niederschmetternder Gewalt, daß er fassungs- und sprachlos hinnahm, was über ihn verhängt war.

Endlich befand er sich wiederum allein und wußte nur, daß das erträumte Glück wie ein vom Erdbeben erschütterter Palast über ihm zusammengestürzt sei. Gleich wie der Waschbär, der dem Herrn Geib mit einem Vogeltransport aus Amerika zugekommen war, seinen Käfig, so durchmaß er das Zimmer und schüttelte dabei den großen Kopf.

Hatte er wieder eine Ungeschicklichkeit begangen?

Das scharf denkende Hirn und das sonst so treue Gedächtnis versagten dem jungen Gelehrten den Dienst, und ein Chaos von einander widerstreitenden Gedanken und Empfindungen wirbelte ihm im Geist und Sinn wirr durcheinander. Endlich warf er sich in einen Lehnstuhl, um sich zu sammeln. Da begann der Unglücksvogel wiederum sein Lied zu pfeifen. Wie das ihn verdroß, wie der Sonnenschein, der jetzt in das Fenster drang und den Gimpel veranlaßt haben mochte, die Stimme zu erheben, ihm zuwider war!

Nach und nach gewann er trotz alledem

einen Teil der verlorenen Besonnenheit zurück und versuchte nun, sich die Worte zu wiederholen, mit denen sie, erst überrascht und erschrocken, dann empört, verletzt und unter Thränen, den Probierstein gezwungen hatte, gegen ihn zu entscheiden. Genau konnte er sich nur der Sätze erinnern: „Schwere Kränkung“, „schmerzliche Empfindung“, „eine Beleidigung, die nichts wieder gut macht“, „Almosenempfänger“, „die Groschen der Kinder hätten Sie auf andere Gedanken bringen sollen, als uns mit solchem Geschenk zu verletzen“, „dem Vater ist das ganze Fest verdorben, wenn er erfährt ...“

Solches und ähnliches mehr hatte sie ihm ins Antlitz gerufen, als sei er ein Uebelthäter und sie der strafende Richter. Aber in die harten und bittern hatte sie auch freundliche Worte gemischt, und sie waren dem Professor besser erinnerlich geblieben, als die anderen. Daß sie noch auf keinen Menschen so großes Zutrauen gesetzt, daß sie ihn für den besten und klügsten Mann gehalten habe, daß sie Zartgefühl und Achtung auch vor geringerem Besitz bei ihm vorausgesetzt habe, hatte sie versichert, aber leider hinzugefügt, nun sei sie gezwungen, die liebe Erinnerung an ihn und die schönen Stunden, die sie gemeinsam genossen, aus dem Herzen zu reißen.

Welch ein Temperament steckte in diesem

blonden, kindlichen Geschöpf mit den sanften blauen Augen!

Aber war sie denn bei Trost? Konnt' es denn möglich sein, daß eine scheinbar so unbedeutende Gabe und noch dazu zu Weihnachten, wo jedes dem anderen beschert ...

Seine Mutter wußte doch auch, was sich schickt, und sie hatte den Gimpel des Vaters ...

„Donner und Wetter!" rief er plötzlich, „es ist um den Verstand zu verlieren!" Damit sprang er auf und schlug sich mit der großen Hand auf die Stirn.

Diesen Selbstangriff bekam die Frau Oberamtmann eben noch zu sehen, wie sie unbemerkt und eilig in das Zimmer trat; denn sie hatte sich verspätet, und das Essen lief Gefahr, zu verderben.

Erschreckt sah sie dem Sohn in das verstörte Gesicht, das zerwühlte Haarmassen wirr umflatterten, und auf ihre erste Frage erfolgte die Antwort: „Dein Probierstein ist zuverlässig, Mutter, ist es leider nur zu sehr! Ich habe seine Wirkung zu fühlen bekommen. O Mutter, Mutter! Du weißt nicht, wie heiß es hier drinnen gebrannt, mit wie närrischen Hoffnungen sich mein Herz an dies Mädchen gehängt hat. Bei Gott! Es bedarf keines Apparates, um zu wissen, wo die Liebe beginnt. Und nun! O Mutter, ich kann es nicht tragen!"

Damit schlug er die Hände vor das Antlitz, und ein dumpfes Stöhnen entrang sich seiner gewaltigen Brust.

Er weinte nicht, aber die Augen wurden ihm doch feucht, wie er der warmherzigen Vertrauten in kurzen Zügen berichtete, was ihm begegnet; sie aber begriff das Mädchen so wenig wie er und versicherte nur, daß hier ein Mißverständnis obwalten müsse. Ihr Probierstein, der dritte, der sicherlich der rechte sei, bürge ihr dafür.

Dann ging sie mit ihm zu Tisch, und Beide waren froh, daß Dolores ausgebeten war und sie nicht störte.

Während des Essens erzählte ihm die Mutter, daß sie bei der Kommerzienrätin gewesen sei und Erkundigungen über die Försters eingezogen habe. Nur das Schönste und Beste habe sie von dem Regierungsrat, den Kindern und besonders auch von der Marie erfahren. „Und sie hat, hat dich auch gern," schloß sie, „und du darfst den Mut nicht verlieren."

Da fühlte Gottlieb sich der Sonne, deren schrägere Strahlen in das Speisezimmer drangen, schon wieder weniger abhold; der Dompfaff aber, den er dorthin gebracht, um ihn der Mutter zu zeigen, und dem das wärmende Licht behagte, begann plötzlich wehmutsvoll, doch glockenrein sein zweites Stück: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten," zu pfeifen.

Da rief die lebhafte Frau: „Das ist ja ganz köstlich!“

„Und,“ fügte Gottlieb halb wehmutsvoll, halb ingrimmig hinzu, „‚Ich hatt' einen Kameraden‘ pfeift die Bestie ebenso schön.“

„Zwei Stücke?“ fragte die Mutter erstaunt. „Aber wie hast du dies Prachtstück so schnell auftreiben können?“

„Der Geib,“ versetzte der Professor und legte den Nußknacker aus der Hand, „wußte ihn bei irgend einem Liebhaber stehen, dem er ihn wahrscheinlich mit allerlei Listen ausgespannt hat. Die Schätze beider Indien — eine Leineweberfamilie kann ein halbes Jahr davon leben — hat das Vieh mich gekostet.“

Da flog es wie ein Leuchten über das kluge Gesicht der Frau Oberamtmann, und ihrer Brust entrang sich der Ruf: „Aber, Gottlieb!?“ und es lag in diesen Worten ein Gemisch von Mißbilligung und Erstaunen, das als lebendiger Widerspruch gegen das hohe Lob betrachtet werden konnte, welches der Geheimrat Jungmann gestern Abend dem feinen Geist und der großen wissenschaftlichen Findigkeit ihres Sohnes hatte zu teil werden lassen.

Das fühlte der Professor auch aus diesem sonderbaren „Aber, Gottlieb!“ heraus, und es klang ein wenig gereizt, als er nicht einzusehen versicherte, was der Preis eines Vogels

mit Marie und ihrem Verhalten zu schaffen habe.

„Wirklich nicht?“ fragte die Mutter, indem sie die Hand an die Stirn führte, und begann schon mit der Lösung des Rätsels, als diese dem Professor von einer andern Seite her zu teil ward; denn die Zofe überreichte ihm einen mit fünf Siegeln verschlossenen Brief, der außer drei Hundertmarkscheinen, die ihm bekannt vorkamen, und der Unterschrift des Regierungsrates Förster die in wenigen Worten gefaßte und von Frauenhand geschriebene Bitte enthielt, den Handel, den Herr Geib geschlossen, als aufgehoben zu betrachten. Der Bote sei beauftragt, den Gimpel zurückzubringen.

Da schleuderte Gottlieb die Serviette von sich, sprang auf und rief eifrig: „Das ist ja eine ganz nichtswürdige Geschichte!“ Seine Mutter aber seufzte lächelnd auf und raunte ihm mit einem bestätigenden Lächeln zu: „Du sagst es.“ Im gleichen Atem gebot sie der Zofe, Hut und Mantel ins Wohnzimmer zu bringen und eine Droschke zu holen. Den Vogel, rief sie Gottlieb zu, indem sie allerlei für den Abend und die Armenbescherung am Morgen des ersten Feiertages in das Taschenbuch verzeichnete, werde sie dem Besitzer selbst überbringen.

Es lag nun sonnenklar auf der Hand, daß Herr Geib den Gimpel von dem Regierungsrat

Förster, dem Vater der blonden Marie, und keinem anderen gekauft habe. Das Mädchen selbst war zugegen gewesen und hatte gewiß auch geraten, dem Narren, der solche Summe für ein niedliches Spielzeug biete, den Willen zu thun. Hätte Gottlieb nur beabsichtigt, der Familie Mariens durch den unsinnigen Kauf eine Unterstützung zukommen zu lassen, obgleich sie einer solchen durchaus nicht bedurfte, das wäre verzeihlich gewesen; ließ sich aber etwas Unzarteres, ja Roheres denken, als daß er ihr den Vogel, der ihr eben noch gehört, zum Geschenk angeboten und sich dadurch als den großmütigen Käufer zu erkennen gegeben hatte? Und dabei erinnerte er sich seiner Versicherung, gut machen zu wollen, was er gestern an ihrem Kleide gesündigt. Irrte er nicht, so hatte er am Schluß seiner Anrede sogar das Wort „Zahlungsmittel", wenn auch — aber das wußte er allein — in einem ganz anderen als dem landläufigen materiellen Sinne gebraucht.

Auch noch im Wohnzimmer setzte er, während er dies alles erwog und laut zugestand, daß sie berechtigt sei, ihm zu zürnen, die Waschbärenpromenade fort und erging sich dabei in so scharfen Angriffen gegen die eigene Person, daß die Mutter ihm wehren und ihn ersuchen mußte, bis zu ihrer Rückkehr sich größere Mäßigung aufzuerlegen.

Eilfertig wie immer, wenn ihr etwas Wichtiges ins Gleiche zu bringen oblag, näherte sie sich schon der Thür, als der Pianist Sierra das Zimmer betrat. Er trug den Ballanzug von gestern, neue perlgraue Handschuhe, eine weiße Gardenie im Knopfloch, und etwas Feierliches breitete sich über seine hagere, lange Gestalt. Nach einer tiefen Verbeugung wollte er auch die sorgsam vorbedachte Anrede beginnen; doch Frau Werner kam ihm zuvor, indem sie ihn versicherte, eine viel eiligere Angelegenheit als die seine treibe sie fort. Er wende sich übrigens an die unrechte Schmiede; denn er werde mit seinem Antrag bei dem Vormund ihres Gastes anzuklopfen haben. Er sei ja ein ordentlicher junger Mann, und wenn es ihm in einer bestimmten Angelegenheit um ihre Fürsprache zu thun sei, möge er sich getrost dem Professor vertrauen, der zu Hause bleibe.

Dann wandte sie sich dem Sohne zu und riet ihm, den Christbaum aufzuputzen, um sich die Zeit zu vertreiben, weil sie selbst nicht dazu komme. Das alte Gretchen habe alles, was dazu gehöre, und Herr Sierra werde ihm vielleicht gern helfen, wenn Dolores wieder zurück sei. Mit dem Ruf: „Du, Gottlieb, laß doch das Laufen! Geh nicht aus und sei ganz ruhig!" enteilte sie dem Zimmer.

Der Professor nötigte nun den Musiker zum Sitzen; dieser aber zog es vor, stehen zu bleiben,

und entledigte sich der Anrede, die er für Frau Werner vorbereitet hatte. In gebrochenem Deutsch hob er an: „Ihre Frau Mutter, erblick' ich, hat im voraus durchgeschaut . . .“

Da unterbrach ihn Gottlieb, um ihn zu bitten, spanisch zu sprechen. Herr Sierra aber dankte ihm für diese Gunst und fuhr mit rednerischem Pathos in seiner Muttersprache fort: „Meine Familie, Herr Professor, gehört zu den edelsten Castiliens und führt sich auf die Herzöge von Medina-Pelón zurück. Aber, mein Herr, Mißgeschicke jeder Art und ein langer Prozeß vernichteten schon vor langer Zeit unsere Größe. Ein Herzogtum ging uns verloren, doch wir suchten Fürsten zu bleiben im Reiche der Kunst. Mein Vater, Herr Professor, ich sage nichts von ihm, als: er ist ein Künstler. Allein auch sein Los blieb weit hinter den Verdiensten zurück; denn während er — aber ich fühle, daß ich zu ausführlich werde. Kurz — und teilen Sie dies, bitte, auch dem Herrn Vormunde mit —, mein Vater ist Don Ildefonso Esteban Sierra, erstes Fagott an der königlichen Oper — der ‚königlichen‘, Herr Professor, und ‚erstes‘ — zu Madrid.“

Hier unterbrach den Musiker die Heimkehr des Mädchens; doch fuhr er fort, mit selbstgefälliger Weitschweifigkeit von sich selbst zu erzählen. Der ungeduldige Gottlieb schmückte indessen mit Hilfe

der ihm einst von der Mutter Bestimmten den Christbaum und vertrieb sich daneben auch mit der Beobachtung des Fächer- und Augenspieles der Südländerin die Zeit. Von den Mitteilungen des Pianisten hörte er nur wenig; denn seine Gedanken weilten bei einer anderen, bis er im Vorsaal die Stimme der Mutter vernahm. Da eilte er ihr entgegen und zog sie sich nach in sein Zimmer.

Er konnte ihr ansehen, daß sie gute Nachrichten bringe, doch bevor sie seinem Drängen, Bericht zu erstatten, folgte, fragte sie eifrig, ob Dolores zu Hause sei und der Musiker erreichbar.

„Da drin," lautete die Antwort, und nun atmete sie auf und rief: „Dann kann dieser Abend sich ja wirklich so gestalten. . . . Noch fehlt mir der Atem. . . . Was ich in diesen zwei Stunden alles fertig brachte, Gottlieb, es ist nicht zu sagen. Erst beim Regierungsrat Förster . . ."

„Du trafst die Marie?"

„Wer wird so ungeduldig sein, Herr Professor! Von den Försters ging ich geradeswegs zu Wichmanns, um Dolores und den Musiker auf heute Abend unterzubringen; denn bei uns können sie nicht bleiben."

„Dann schick' sie auf den Popocatepetl oder Iztaccihuatl — du siehst doch, daß ich vergehe."

„Alles zu seiner Zeit, Herr Ungeduld," fiel

ihm die Mutter mit mühsam zur Schau getragenem Gleichmut ins Wort. „Liebende sind überall glücklich, und ob die beiden den Christbaum bei Wichmanns finden oder auf deinen mexikanischen Vulkanen mit den unmöglichen Namen . . .“

Aber weiter kam sie nicht; denn Gottlieb hatte ihre beiden Hände ergriffen und rief: „Mach' mich nicht toll, Mutter! Auf mich und Marie kommt es an . . .“

„Natürlich,“ versetzte Frau Werner, „aber erst läßt du mich los; denn deine Hand hat nicht zu unterscheiden gelernt, wie das Drücken sich in Zerquetschen verwandelt. So! Und nun magst du wissen, daß mein Probierstein sich herrlich bewährte. Wir werden heute Abend auch keinen eigenen Christbaum haben, weil . . .“

„Weil?“ wiederholte der Professor in fieberhafter Spannung.

„Weil wir alle Beide — du und ich — der Bescherung anderwärts beiwohnen werden.“

„Bei Marie, beim Regierungsrat Förster?“ stieß Gottlieb bang und doch hoffnungsfroh hervor.

„Bei denselbigen und bei deinem Gimpel,“ entgegnete die Mutter, und damit verstummte das Gespräch auf einige Zeit; wie aber der Professor endlich die Glücksbotin aus den Armen ließ, brach sich der Jubel seines Herzens in

einem so gewaltigen Gelächter Bahn, daß es bis ins Wohnzimmer drang und Dolores an der Seite ihres zukünftigen Beschützers zusammenschrak und dann versicherte: „Das große Bouquet hätte dich nicht zu ängstigen brauchen, Geliebter. Schon um dieses gräßlichen grundunmusikalischen Lachens willen wär' es mir nie und nimmer möglich gewesen, diesen Menschen in meiner Nähe zu dulden."

„Du Engel!" rief der Pianist und schloß sie in sicherer Zuversicht auf das Jawort des Vormundes so fest in die Arme, als sei sie schon seine Verlobte.

Das nämliche Lachen war der Frau Oberamtmann ein wahres Herzenslabsal gewesen; als es aber ein Ende genommen hatte, wurde es wieder still in der Stube des Professors; denn seine Mutter beantwortete die Frage nach dem dritten Probiersteine, der ihr den Mut gestärkt hatte, an Mariens Neigung zu ihrem Sohne zu glauben, auch nachdem sie ihm gekränkt und entrüstet die Freundschaft gekündigt, — und sie that es mit dem Ernste, den auch ihre heitere Seele zu finden wußte, wo es am Platz war.

Daß das fröhliche, oft laute Lachen Gottliebs eine Unart sei und Anderen mißfiel, übersah sie mit nichten, und dennoch war es ihr lieb, weil es ihr Zeugnis für die Wärme und Reinheit des Herzens abzulegen schien, dem es entsprang.

Als sie nun wahrgenommen hatte, daß der liebliche Blondkopf, der ihr so schnell teuer geworden, es so gern hörte wie sie selbst, war die Ueberzeugung in ihr erwacht, die bescheidene Marie verstehe ihren Gottlieb, und sie habe in ihr die rechte Lebensgefährtin für den Sohn gefunden. Schon auf der mit Christbaumkerzen erleuchteten Treppe hatte sich dann für die sinnige Frau aus dem Jüngstbeobachteten und mancher früheren Erfahrung wie von selbst das Gesetz ergeben, daß diejenige für einen Liebenden die rechte sei, welche durch seine Fehler hindurch das Gute freundlich erkennt, das sich darunter verbirgt.

Das spätere Leben der blonden Marie an der Seite des Professors sollte erweisen, wie zutreffend dies Gesetz sei, das die Frau Oberamtmann ihren Probierstein nannte. Die beiden, an denen er sich zuerst bewährte, sind ein einiges Paar geworden, und der Sonnenschein des Glücks erhellt auch denen, die ihnen nahe stehen, und unter ihnen allen voran einem heiteren und wackeren blinden Manne und seiner besten Freundin, einer kleinen und trotz der ergrauenden Haare an Geist und Körper immer gleich beweglichen Frau, treuen Mutter und zärtlichen Großmutter das Dasein.

Ihr, der Frau Oberamtmann, sagt übrigens die Benutzung ihres Probiersteines so wohl zu, daß sie ihn heute noch an den jungen Leuten

ihres Kreises gern versucht, die sich ihr einander zu nähern scheinen. Sie kann die Zeit nicht erwarten, ihn auch für ihre älteste Enkelin, die leider noch in die Schule geht und die Gaben ihres Herzens einstweilen nur Freundinnen schenkt, in Thätigkeit zu setzen.

Der Pianist und Dolores verbanden sich gleichfalls; doch konnten sie erst in der zweiten Hälfte des ersten Jahres ihrer Ehe den Probierstein an sich selbst versuchen. Keines von ihnen hatte nämlich früher das Auge für die Schwächen des andern geöffnet, weil er von ihr und sie von ihm für ganz fehlerlos gehalten worden war. Später entdeckten sie zu ihrer Ueberraschung des Unvollkommenen recht viel aneinander, und das hat leider, weil sie es nicht mehr für nötig hielten, nach dem Guten zu forschen, das sich gewiß auch bei ihnen darunter verbarg, die Harmonie ihres musikalischen Bundes in einer recht tiefgehenden und weithin sichtbaren Weise getrübt.





Lieb' läßt sich nicht lumpen.

Eine Erzählung von P. K. Rosegger.

Auf dem vornehmen Ozeandampfer „Poseidon“ befanden sich zwei Auswanderer, welche die Aufmerksamkeit der übrigen Reisenden erregten. Eine anmutige, etwa vierunddreißigjährige Frau und ein schöner junger Mensch. Ein Ehepaar oder Geschwister konnten sie kaum sein, dafür war das dunkle Auge, mit welchem die Frau manchmal auf ihn blickte, viel zu unstet, zu gewitterhaft, und dafür war das Wesen des jungen Mannes manchmal zu befangen, manchmal zu kühn sich gebärdend — ein zu seltsames Gemisch von Schüchternheit und Trotz. Als der „Poseidon“ von der deutschen Küste gegen den Westen abgedampft war, hatte die Frau heftig geweint, hatte der Jüngling seine Hand auf ihre Schulter gelegt, bis sie plötzlich ihre beiden Arme um seinen Nacken schlang und ihn küßte. — Hatten diese beiden freiwillig der Heimat entsagt? Waren sie aus zwingenden

Gründen ausgezogen? Oder hatten sie sich sonstwie verfahren in der Alten Welt und steuerten nun der Neuen zu, um in ihr einen frischen Lebenslauf zu versuchen? — Also fragten die Mitreisenden sich. Doch das Paar that nichts, zeigte nichts, was Antwort geben konnte.

Eine solche Ausfahrt hatte Frau Johanna von Martenstein wohl kaum gedacht an jenem Tage, als sie mit zwei Rappen vom Kirchhofe zurückfuhr — eine Witwe von einundzwanzig Lenzen. Damals war ihr sonst lebensfreudiges Herz zugedeckt mit so schwerem Leide, daß ihr die ganze Welt wie ein Totenhaus erschien, in dessen Gewölbe die Sonne als trübe Ampel hing. Damals war ihr unmöglich zu denken, daß in ihrer schmerzerfüllten Brust jemals noch ein irdisches Begehren wach werden könnte. Von Natur religiösen Gemütes und religiös erzogen, hatte sie sich damals vorgenommen, den Mitmenschen von nun an lauter Gutes zu erweisen, zuvörderst Gutes solcher Art, daß es ihnen nicht so sehr für diese, als vielmehr für jene Welt zu nutze kommen konnte. Und sie hatte sich vorgenommen, ganz nur noch dem Ewigen zu leben, von Stufe zu Stufe emporzusteigen in jenes Reich, in welchem dem so früh Verlorenen sie wieder zu begegnen hoffte.

Denn wie namenlos nichtig ist ein Leben, wo selbst die Glücklichsten ungeheurem Leide zur

Beute werden müssen! War Johanna von Martenstein, das blendend schöne, heitere Fräulein, auf dem reichen Wohnsitze ihrer Väter nicht beneidenswert gewesen? War ihre Liebe zu Oswald von Siegenberg, dem herrlichen Manne, nicht so, daß sie selbst manchmal schauerte vor der Gewalt dieser Seligkeit? Ein Jahr währte es, ein ganzes Jahr und drei Tage — nicht länger. Im fröhlichen Treiben eines Schützenfestes ward er durch ein zufällig sich entladendes Schießgewehr getötet. O gleißendes Geschick mit deinem „zufällig"! Da doch das darauf Kommende so folgerichtig ist, berechnet auf ein einsames Menschendasein voll grenzenloser Trauer!

An jenem Tage, als Frau Johanna vom Kirchhofe heimfuhr gegen ihr Bergschloß, scheuten im Dorfe vor einem Dörcherkarren die Pferde und traten eines der halbnackt umherlaufenden Kinder zu Boden. Als das Gespann wieder stillstand, ließ Frau Johanna das verletzte Knäblein zu sich in den Wagen heben und bei den Dörcherleuten nachfragen, ob dasselbe ihnen gehöre, und was sie in diesem Falle verlangten an Vergütung.

Das Haupt der fahrenden Bettlerfamilie, ein struppiger, von Branntwein riechender Mann, kroch aus dem Blachenkobel hervor und erklärte rülpsend, an Vergütung erbäten sie drei Silbergulden oder fünf, oder so viel, als der gute

Wille wäre; den Jungen aber möge die hohe Frau nur behalten, sie hätten noch genug solchen Gezüchtes.

Frau von Martenstein sah in dieser Begegnung einen Wink des Himmels, den Knaben zu sich zu nehmen, ihn aus Liebe zu ihrem Gatten zu pflegen, gottselig zu erziehen, ihn gleichsam als Seelenopfer zu bestimmen für den Frieden des so plötzlich Verblichenen. Sie zahlte also an die Dörcherfamilie der Silbergulden zehnmal fünf, mit der Bedingung aber, daß dieselbe auf den Knaben keinerlei Ansprüche mehr mache, ganz als wäre er gestorben und begraben. Bei solchem Handel hatten beide Teile gewonnen. Die Bettlerleute waren ein lästiges Kind los, und wer einen Blick in das Nest unter der Karrenblache gethan hätte, der würde gesehen haben, daß vielfacher und mannigfacher Ersatz vorhanden war. Das Lebendigbegrabenwerden eines solchen Würmleins im vornehmen Herrschaftswagen konnte der sonnengebräunten Mutter also nicht viele Thränen entlocken. Frau Johanna vergaß ob des hübschen Knaben, der nach Stillung des Blutes und nach einigem Wimmern neben ihr auf blauem Samtkissen schlummerte, ein wenig ihres Geschickes, und sie nahm sich zu solcher Stunde heilig vor, aus diesem armen Kinde eine Ehre Gottes zu machen.

Am allermeisten gewann bei dem Geschäfte

der kleine Konrad selbst, der das fahrende Dörcherdach vertauschte um eine feste Ritterburg, dessen Ahnenreihe sich sachte ausgemündet hatte in das rote Meer des bürgerlichen Geblütes, also daß der Stromerknabe kein allzu fremder Eindringling war auf dem vieltürmigen Schlosse. Der herbeigerufene Arzt hatte die Verletzung am Arme als eine ungefährliche bezeichnet, und so geschah es, daß der Knabe Konrad unter gutem Zeichen einzog durch das hohe Thor, aus welchem sie zwei Stunden früher den toten Herrn davongetragen hatten.

Frau Johanna von Martenstein legte ihr Trauergewand nicht mehr ab. Ob unter diesem schwarzen Winter das junge Herz nicht noch einmal zu blühen anfängt, das muß die Folge zeigen.

Der Knabe hatte in einem rückseitigen Teile des Schlosses sein Stübchen und seine Wärterin bekommen und wurde vorbereitet für die Schule, zu der er denn auch bald hinabtrippelte in das Dorf. Täglich ein paarmal sah ihn die Frau, sie gewöhnte sich an den aufgeweckten Burschen, er speiste mit ihr an demselben Tische, und damit sie ihn persönlich überwachen konnte, ließ sie ihm in ihrer Nachbarschaft ein Zimmerchen herrichten, in welchem er spielen und lernen konnte. Die Schule war mit ihm zufrieden, und als sie im Dorfe nach vier Jahren zurückgelegt

war, sprach Frau von Martenstein eines Tages bei dem alten Pfarrer des Sprengels vor, teilte ihm ihre Absicht mit, den Jungen in das lateinische Studium einführen und zum Priester ausbilden zu lassen. Der Pfarrer lobte diese Absicht, bestärkte sie in derselben und versprach, die nötigen Schritte einleiten zu wollen. Also geschah es, daß Konrad nach fünfjähriger Schloßherrlichkeit in ein bischöfliches Seminar kam und dort anfing alle Wissenschaften zu betreiben, allen Betrachtungen obzuliegen, die den menschlichen Geist allmählich in Gegensatz bringen zu den menschlichen Sinnen, die ihn entweder sachte und ruhig, oder unter schweren Krämpfen ablösen von dem Weltlichen und ihn ganz in den Bereich des Gedanklichen und Uebersinnlichen hinüberspielen. Daß heranwachsende Knaben während und trotz solcher Studien naturgemäß so recht in das blühende, gärende Leben hineinranken, wird nicht beachtet.

Wenn Konrad zu den Vakanzen heimkam, ward es allemal lebendiger und frischer auf Martenstein, und die junge Frau im schwarzen Gewand hatte manche Freude. Sie nahm sich stets vor, strenge zu sein gegen den munteren Knaben, denn im Buche stand geschrieben: „Das Himmelreich leidet Gewalt!“ Aber wenn Konrad in dem großen verwilderten Baumgarten auf die lustigste Weise umherregierte, die Wildtauben

jagte, aus dem Bache mit der Hand Forellen fing, auf den Bäumen mit Eichhörnchen um die Wette kletterte und anstatt eines vollbrachten Lateinpensums lebendige Vöglein, die er selbst gefangen, nach Hause brachte, da beobachtete sie ihn oft heimlich mit Vergnügen und vergaß der Strenge. Und wenn er im großen Teiche schwamm und oft minutenlang unter den Wellen blieb, da bangte ihr um ihn, bis sein Haupt wieder frank und frei aus dem Wasser hervorstand. Sie faltete die Hände in ihrem Schoß und dachte: Es wird ein schöner Bräutigam der heiligen Kirche!

Wenn er endlich wieder fortgezogen war in die ferne Stadt, da empfand Frau Johanna ihre Einsamkeit doppelt, und sie zählte die Monate, die Wochen, die Tage, die Stunden endlich, bis er wiederkehrte. Aber ganz so, wie er fortgezogen, kam Konrad nie zurück; war es, daß er schlanker geworden, war es, daß seine Knabenstimme einen tieferen Ton angenommen, war es, daß an der Oberlippe und unter den Ohrläppchen junger Bartanflug schattete, war es, daß sein Wesen ebenmäßiger, ernster schien — mit jedem Jahre kam er anders heim, als er fortgezogen.

Und eines Morgens, als Konrad in die Laube trat, wo sie zu frühstücken pflegten, und ihr den Morgenkuß darbrachte, zuerst auf die Hand und dann auf den Mund, fiel dieser Kuß so aus,

daß Frau Johanna zuerst betroffen zu ihm aufblickte und dann mit kühlen Worten befahl: diese Formalitäten hätten von nun an aufzuhören, er möge seiner Ehrerbietung für sie stets nur in strenger Pflichterfüllung Ausdruck verleihen.

Konrad errötete, dann setzte er sich ihr gegenüber und nahm schweigend sein Morgenbrot ein. Er konnte freilich nichts dafür, daß aus dem Knaben ein Jüngling geworden war, und daß die Dankbarkeit, welche er für seine Gönnerin empfand, in Zuneigung sich verwandelt hatte. Der Schloßfrau war nicht wohl zu Mute, sie sah plötzlich, daß ein Gefühl, welches ihr bisher die einzige Labe ihres freudlosen Lebens gewesen, zur Gefahr sich steigerte. Noch an demselben Tage mußte Konrad übersiedeln in den entlegensten Trakt des Schlosses, wo ihm zwei Zimmer auf das sorgfältigste eingerichtet wurden. Damit gab Frau Johanna sich aber nicht zufrieden, denn sie sah, daß er sich beengt und befangen fühlte. Um den Rest der Vakanzen — es waren die letzten vor der Priesterweihe — dem jungen Manne nicht gar zu verkümmern, unternahm sie eine Reise nach einem entfernten Wallfahrtsorte, bei deren Rückkehr sie den Studenten nicht mehr auf dem Schlosse zu treffen hoffte. Aber was sie hoffte, das fürchtete sie, und was sie fürchtete, traf ein. Konrad war bereits ab-

gereist in das geistliche Institut und hatte ein Schreiben zurückgelassen, in welchem er dankte für alle Wohlthaten, in welchem er versprach, täglich, so lange er lebe, am Altare für sie zu beten, und in welchem er von ihr Abschied nahm. Daß die Zeilen nur geschrieben worden waren, um alles zu verschweigen, zu verhüllen, was in dem leidenschaftlichen Herzen des jungen Mannes vorging — Frau Johanna müßte kein Frauenherz gehabt haben, um es nicht ein wenig zu ahnen. Die Verstellungskunst hatte Konrad auf dem Seminar wohl gelernt, allein daß er sie so sehr zu seinem eigenen Nachteile anwenden mußte, das war nicht nach seinem Sinne.

Das Herz der Schloßfrau Johanna war nun erwacht. Zornig schrieb sie an den Jüngling, er sei undankbar, daß er solchergestalt fortlaufen könne. Und in einem heftigen Schreiben an das Institut verlangte sie den Theologen. Er eigne sich nicht zum Priester, er habe aus eigenem Antriebe diesen Stand nicht gewählt, habe nur aus Pflichtgefühl die ihm unbesonnen vorgeschlagene Laufbahn betreten, auf der er bald pflichtvergessen und unglücklich werden müßte. Sie rufe ihn daher zurück und wolle ihn für einen praktischen Beruf ausbilden lassen. — Als die Briefe abgesandt waren, erschrak sie. Was soll das werden? Wohin soll das führen? fragte sie sich selbst. Gib Gott, was Gottes ist! —

Das Institut antwortete nicht anders, als daß der Tag bekannt gegeben ward, an welchem Konrad seine erste Messe lesen würde. Frau Johanna atmete fast auf nach schwülem Drucke. In einem heißen Gebete hatte sie des Himmels Beistand angerufen gegen die Macht der Versuchung, und es gelang ihr, ein Bruchstück ihrer Standhaftigkeit wieder zurückzuerobern. — Es ist vorbei, also beredete sie sich selbst, die Zeit meiner Liebe liegt weit hinter mir. Ich habe nur noch einen Weg: dem Himmel zu.

Die erste Messe sollte Konrad in der Dorfkirche lesen, zu welcher Martenstein eingepfarrt war. Zu diesem Festtage rüstete sich die ganze Gegend, das Dorf und auch das Schloß. Doch hatte Frau Johanna den alten Dorfpfarrer ersucht, daß Konrad während seiner Anwesenheit im Pfarrhofe wohnen dürfe. Diesen Wunsch hörte der alte Herr mit einigem Befremden, sagte ihn aber gern zu. Am Vorabende des Festes erschien Konrad. Er war im Gewande des Priesters, allein in dem schwarzen Talare war sein schönes Angesicht noch blasser, sein Auge noch tauiger, neben der Tonsur kräuselte sein braunes Haar noch reicher und lockender. Als er hörte, daß seine Wohnung im Pfarrhofe war, stutzte er. Noch am dunkelnden Abende ging er zum Schlosse hinauf und fand Frau Johanna im Baumgarten einsam an einem Tische sitzend,

in ihrer Hand einen frisch geflochtenen Kranz aus weißen Rosen.

„Mutter," sagte er, ohne anders zu grüßen, „ich muß dich schwer beleidigt haben, daß du mich verstoßen hast!" Er fiel vor ihr auf die Kniee, und sein ganzer Körper bebte in Schluchzen.

„Konrad!" rief sie, der Schrei war gellend, sie beugte sich, suchte ihn aufzurichten. Er haschte nach ihrer Hand und drückte diese heftig an seinen Mund.

„Kind!" sagte sie und entzog ihm die Hand rasch, fast zornig. „Du bist ja mein Kind!" hauchte sie, riß ihn mit beiden Armen an sich, bedeckte seine Stirn, seine Augen, seinen Mund mit Küssen. — Frau von Martenstein! — Frau Johanna von Martenstein! Küßt so eine Mutter? Ja wohl, er war festgeschmiegt an das schöne Weib, wie der Säugling sich festschmiegt an die Mutterbrust ... Aus dem Thale klangen die Kirchenglocken, da schleuderte Frau Johanna ihn mit einem Fluche von sich, und ehrfurchtgebietend wie eine Siegerin schritt sie dahin unter den Bäumen. In der darauffolgenden Nacht schloß sie kein Auge. Ihr Herz blutete und blutete, sie wimmerte unter der Last des einsamen, freudlosen Lebens, sie wollte beten um Kraft, um Ergebung, aber ihr Gebet rief: lieben oder sterben!

Am nächsten Tage, als Konrad angethan mit

prunkendem Ornat am reichgeschmückten Altare stand, auf dem Haupte eine Krone aus weißen Rosen, umgeben, bedient von einer Priesterschar, umklungen, umjubelt von Musik, wie ein Heiliger verehrt von der versammelten Menschenmenge, da saß Frau Johanna in ihrem Kirchenstuhl, und geruhigt dankte sie Gott, daß rein das Opfer am Altare stand. Konrad war anzusehen wie eine aufrechtstehende Leiche, so fahl war sein Angesicht, so seelenlos seine Bewegung, so erloschen sein Auge.

Bei der Abreise Konrads war Frau von Martenstein gefaßt, beinahe heiter. Seine Züge blieben blaß und kalt, als wären sie zu Marmor geworden seit zwei Tagen. Kein heller Blick, kein warmes Wort mehr, ernst und still fuhr er davon und der Stadt zu, in welchem das Priesterhaus stand.

Frau Johanna hatte sich sehr getäuscht mit ihrer Siegesfreudigkeit. Als alles vorüber war, und wieder der Alltag herrschte auf Martenstein, als sie sich vorstellte, daß das nun in unabsehbaren Zeiten so bleiben müsse, daß nie mehr ein lieber Mensch das Schloß, den Baumgarten beleben würde, da krampfte es in ihrem Herzen wie höllische Pein. Und in den Nächten kam es über sie wie Anklage, wie Vorwurf — eine herbe Gewissensqual. Mit welchem Rechte hatte sie den Knaben aus der Armut gerissen,

um ihn ins Elend eines Standes zu verbannen, zu dem er nicht geboren ist, wo er kein Glück finden kann? Das fahrende Leben von handwerkenden, bettelnden Dörchersleuten, ist es nicht besser, als ein Lebendigbegrabensein in der Soutane? Wie liebesdurstig er ist! Etwas, das nicht ihr Eigentum war, hat sie sich angeeignet, um es dem Vorteil ihres Seelenfriedens zu opfern. Und nun muß sie etwas, das ihr Eigentum ist, hingeben und hinwelken sehen. Ihren Bräutigam hat sie der Kirche überantwortet, einer Braut, die ihren Gespons zur himmlischen Seligkeit erhebt oder schon auf Erden verdammt macht. — So deutlich hatte Frau Johanna noch nie gesehen, als jetzt, da es zu spät war.

Zu spät? Wann ist's zu spät? Er lebt noch, sie kann ihren Irrtum noch sühnen, ihm noch Genugthuung geben . . . Das wäre die Stimme des Gewissens, meinte sie, es war aber die Stimme der Leidenschaft. Wie man auch tüfteln und deuteln mag, das Herz will seine Rechte, und Lieb' läßt sich nicht lumpen.

Und eines Tages besuchte Frau von Martenstein wieder einmal den alten Pfarrer ihres Ortes, um ihn zu fragen, ob das landwirtschaftliche Erträgnis des Jahres auf seinen Feldern wohl für die Bedürfnisse reiche, oder ob sie ihm mit etwas beispringen dürfe. Der Greis dankte, was er habe, das genüge reichlich für seinen

Bedarf. Hierauf brachte die Schloßfrau folgendes vor: Sie werde von Tag zu Tag älter, es falle ihr manchmal beschwerlich, zur Pfarrkirche herabzusteigen, besonders zur Winterszeit. Also beabsichtige sie, die alte Schloßkapelle wieder in Stand setzen zu lassen, der Altarstein besitze urkundlich ohnehin die vorgeschriebenen Weihen, und so wolle sie täglich die heilige Messe im Schlosse lesen lassen.

„Wie alt seid Ihr denn?“ fragte hierauf der Pfarrer.

„Wohl schon ziemlich in den Dreißigern,“ antwortete Frau Johanna.

„Und weil Ihr, die ziemlich in den Dreißigern stehende Frau, nicht herabgehen könnet zur Pfarrkirche, soll ich, der ziemlich in den Achtzigern stehende Mann, täglich zu Euch hinaufsteigen, um die Messe zu lesen?“ fragte der Greis.

„Das könnte kein Christenmensch begehren,“ antwortete die Frau von Martenstein, „natürlich muß ich mir selbst einen Schloßkaplan halten. Und in dieser Angelegenheit wollte ich um Eurer Hochwürden Vermittelung gebeten haben. Ich dachte nämlich an Konrad, der, so viel ich weiß, noch keinen Seelsorgerposten hat, und der mit mir ohnehin in verwandtschaftlichem Verhältnisse steht.“

Auf solche Eröffnung versetzte der Pfarrer: „Frau, warum habt Ihr es nicht früher gesagt,

daß Ihr mit dem jungen Manne zusammen leben wollet? Jetzt ist es zu spät, er hat die Weihen des katholischen Priesters, und Ihr wisset, was das heißt."

Frau Johanna stutzte, als sie ihre Gedanken also erraten sah; zwar stellte sie sich anfangs höchst überrascht wegen solcher „die gute Absicht gröblich mißkennender Deutung", machte eine schlaue Schwenkung und sagte, es müsse ja nicht gerade Konrad sein, er sei ihr nur eingefallen, sie wolle sich für einen älteren Herrn entscheiden, damit böse Zungen kein Aergernis fänden. Allein den alten Herzenskenner täuschte sie nicht. Es war ihm ja schon früher die Neigung nicht ganz verborgen geblieben, die in dem jungen Priester für seine Gönnerin keimte; und gerade seine plötzliche Kälte und Versunkenheit machte ihn nachdenklich. Der alte Pfarrer, in der Absicht, Schlimmes zu verhüten, schrieb an das Konsistorium und sprach diesem die Meinung aus, daß es bei dem schwärmerischen Temperamente Konrads, bei seiner weltmännischen Befähigung und der unternehmenden Thätigkeit desselben geraten sein dürfte, den jungen Priester nicht in eine ruhige Seelsorge seiner Heimatsgegend zu setzen, sondern diese schätzbaren Eigenschaften vielmehr auszunützen etwa für Bekehrungsmissionen bei fremden Völkern. Mehr sagte der Alte nicht, das Konsistorium verstand ihn vollkommen.

Mittlerweile hatte Frau Johanna auf Mittel und Wege gesonnen, Konrad wenigstens als Leutpriester auf eine der Pfarreien zu bekommen, über welche sie vermöge alter Schloßrechte das Patronat innehatte. Es war ihr unmöglich zu denken, daß sie fürder dem lieben Menschen fern sein sollte. In einer Nacht träumte ihr, daß eine Stimme rief: Johanna, wozu verlangest du dir den jungen Priester? zum Beichten oder zum Sündigen? — Noch im Halbschlaf rief sie laut: Er ist mein Herzensfreund!

Also waren seit dem Fest der ersten Messe an sechs Monate verflossen, da erhielt Frau Johanna ein Schreiben folgenden Inhaltes:

„Teure Mutter!

Im Rate der göttlichen Vorsehung ist es bestimmt, daß Menschen, die sich allzulieb haben, weit auseinander müssen. Du kannst Dich verstellen, wie Du willst, ich weiß, daß Du mich liebst. Aber wir sehen uns nicht mehr auf dieser Welt. Ueber mich ist beschlossen worden, daß ich nach Ostindien reisen muß als Missionar. Heiden bekehren, ohne selbst bekehrt zu sein. Ich bin kein Mensch mehr, sondern ein willenloses Werkzeug, es ist alles aus, in zwei Tagen reisen wir, unser sieben, mit dem Orientzuge ab. Anders hätte es kommen können. Wie gut Du es mit mir gemeint hast! Habe Dank, Du in Ewigkeit meine

Lieb' und Pein. Gedenke, dieses Leben ist bald vorbei. Vielleicht in jenem

Dein Konrad."

Als Frau Johanna den Brief gelesen hatte, war ihr gar nicht so zu Mute, als müsse sie verzweifeln oder verzichten. Im Gegenteil, sie fühlte plötzlich eine bisher ungekannte Kraft und Kampflust in sich. Der Brief war voll blutigen Schmerzes und voll herber Vorwürfe. „Ich bin kein Mensch mehr!" Wer hat sein Menschentum ihm genommen, wer muß es ihm wieder geben? — Durch des Weibes Gehirn wogten frische Pläne. — Abreise in zwei Tagen mit dem Orientzuge! Alle Dazwischenkunft in der Stadt ist zu spät. Doch zieht die Eisenbahn nicht über die Heiden? nicht durch die Dohlenschluchten, welche nur wenige Meilen von Martenstein entfernt sind? Die Station Dohlau liegt in wüster, einsamer Gegend, muß dort nicht jeder Zug stehen bleiben, um Wasser zu schöpfen? — Die Frau war entschlossen.

Konrads Gemüt glich am Tage der Abreise einem ausgebrannten Vulkan. O, wie hatte es getobt, gelobt! — jetzt war es still. Man sagte ihm, er gehe in einen fremden Weltteil, und willenlos gab er sich drein. Von seinen Genossen waren mehrere voll heller Verzückung, sprachen von den Flammenzungen des göttlichen Geistes, welche niedergefallen wären auf ihre

Häupter, um welche sie bereits den Heiligenschein erblickten. Fast frevelhaft hochgemut verließen sie die Heimat. Konrad saß ähnlich einem Marmorbildnisse einsam an einem Fenster des bereits hinrollenden Zuges und war vertieft in sein Brevier. Aber an das Gebet dachte er nicht, an nichts dachte er, der Stumpfsinn des Wehrlosen war über ihn gekommen, der Stumpfsinn des Gefesselten. Manchmal blickte er müde hinaus auf die Landschaft, und wie Wälder und Wiesen, Berge und Thäler versanken von diesem schönen Lande. Es dämmerte der Abend; wenn neuer Tag erwacht, wird Fremde um ihn sein. Ihm gleichgültig, sein Herz ist ohnmächtig geworden. — Der Zug rollte über Heiden, rollte in einer Felswildnis, durch eine Waldschlucht. Nun stand er still. Auf dem Bahnhof brannten zuckend ein paar Laternen, gepeitscht vom Sturmwind. Niemand stieg aus, niemand ein, an der Maschine rauschte das Wasser. Plötzlich schreckte Konrad auf, er hatte draußen seinen Namen rufen gehört. Dort an der Wand stand eine schwarze Gestalt, die rief laut, wenn in dem Zuge ein hochwürdiger Herr Namens Konrad sei, so möge er auf einen Augenblick ins Freie kommen.

Fast unwillkürlich erhob sich der Genannte und stieg aus. Die schwarze Gestalt faßte ihn an der Hand, zerrte ihn heftig in den Hintergrund durch das Thor, stieß ihn in einen be-

reitstehenden Wagen, die Thür schlug zu, und die Rosse trabten dahin durch Nacht und Sturm.

Als Konrad zu sich kam, merkte er wohl, daß er an Seite der Frau Johanna von Martenstein saß.

„Schon das zweite Mal,“ sagte diese, „führe ich dich so im Wagen heim. Du bist mein.“

„Ich bin verloren,“ hauchte Konrad.

Von den Füßen der Pferde sprühten Funken, aus den Nüstern der Pferde stoben Flammen, fast so war es bei den grellleuchtenden Blitzen zu sehen.

„Wir fahren in die Hölle!“ stöhnte Konrad.

„Drein gesaust, Kutscher!“ rief Frau Johanna, ihre Arme ungeduldig in die Luft hinausstoßend: da flohen die Felsen, die Bäume, die fahlen Strünke vorüber wie Nebelgebilde im Sturm. Aufrecht stand der Kutscher und stach mit den Augen auf den wilden Pfad hin. Ein blendender Blitz, ein Knall, daß die Grundfesten bebten, da sprang, von einem Steine geschnellt, der Wagen empor, der Kutscher war weithin geschleudert, und die wilden Pferde rasten entfesselt dahin.

„Sterben!“ sagte Konrad.

„Leben!“ rief Frau Johanna, aber das wüste Gefährte toste leitlos, weglos hin und einem Abgrund zu, in dessen Tiefe gelbe Nebel wallten. Bei dem roten Scheine einer in den Himmel emporwabernden Fichte sahen sie das Verderben, dem sie in gräßlicher Eile nahten.

„Sterben!“ wimmerte jetzt Frau Johanna.

„Leben!“ schrie der Jüngling, sprang jäh auf den Bock, erfaßte den Leitriemen und riß mit übermenschlicher Kraft die Rosse zurück. Diese standen.

Mit einem Tone, in welchem Entzücken und Ehrfurcht lag, sagte Frau Johanna zu Konrad: „Mich gereut es nicht, daß ich dich hole, du bist ein Mann.“

Endlich kam der Kutscher nachgehinkt, um seinen Platz wieder zu besteigen. Vom Himmel goß unendlicher Regen.

Zur Stunde des Morgengrauens, als der Wagen in den Burghof von Martenstein gerollt war, als Konrad in seinem wohlbekannten, trauten Zimmer saß, belehrte ihn die glutvolle Umarmung der Schloßfrau, welch eine Wendung sein Leben genommen hatte. Und nun zeigte es sich auch, daß dieser junge Mensch nichts weniger war als ein Marmorbildnis, nichts weniger als ein ausgebrannter Vulkan.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Frau Johanna von Martenstein in ihre Gemächer wankte, dort in die Kissen sank und weinte. — Also mußte es geschehen! Seit Jahren hatte es in ihr gerufen: Laß ihn nicht von dir! Und seit Jahren hatte sie die Frömmigkeit gemahnt: Weihe ihn dem Herrn! Sie hatte sich beherrscht, hatte ihn hingegeben. Und nun, als er dem Herrn geweiht war, raubte sie ihn aus seinem Tempel. Was einst ein Vergehen ge-

wesen wäre, das hatte sie reifen lassen zur schweren Sünde. — Was soll jetzt werden? Wird dieser Frevel Gottes Gnade finden? Vielleicht. Nie aber die der Kirche, nie die der Gesellschaft. —

Zur späten Stunde desselben Tages trat Frau Johanna von Martenstein vor den jungen Mann und sagte: „Konrad, wir haben unser Geschick beschlossen und den Schlüssel ins Meer geworfen. — Vor einiger Zeit hat jemand angefragt, ob Martenstein verkäuflich sei. Wohl, ich verkaufe alles, hier ist nicht mehr unseres Bleibens. Du solltest nach dem Osten, nun gehe mit mir nach dem Westen. In einer vorurteilsloseren Welt wollen wir unser Haus gründen. Ist es dir also recht?"

„Wie kannst du noch fragen?" versetzte Konrad.

„Weil du nun der Herr bist," antwortete sie.

Er sagte nichts mehr, um so mehr sprach sein erwachter Blick. Ein ernster Stolz, eine frisch auflodernde Daseinslust war in dem Wesen des jungen Mannes, dem die Frau in der Vollreife des Lebens sich gern unterwarf für alle ihre Zukunft.

Wenige Wochen später befand das Paar sich auf dem großen Ozeandampfer „Poseidon". Wir überlassen es seinem guten Sterne und hoffen, daß es nach so abenteuerlichem Uebergange in ein gutes Geleise gelangen werde.





Wassertropfen.

Von Richard Weitbrecht.

I.

In den sinkenden Abend hinein jagt der Schnellzug — dem Leid entgegen fahre ich. Wie unerträglich langsam sich die klappernden Räder drehen, wie verletzend grell vereinzelte Sonnenstrahlen durch die Scheiben fallen, an welche der Regen anschlägt! Ich hör' ihn nicht klatschen, ich sehe nur im Abendscheine, wie ein kristallener Tropfen um den andern an der dicken Scheibe sich ansetzt. Jetzt ist sie mit Hunderten von weißglänzenden Tropfen bedeckt. Und siehe, da ist ein Tropfen oben an der Scheibe groß und voll geworden, er bläht sich auf, und jetzt, wie am Himmel ein Meteor, schießt er herab, reißt zwei und drei andere mit sich und verschwindet unten im allgemeinen Naß. Aber schon haben sich andere zwei bereit gemacht zur Fahrt in die Tiefe: welcher wohl zuerst herabstürzt von

seiner Höhe? Sie zaudern, und ich starre in die Tropfen hinein, weiß nicht, ob Sekunden oder Viertelstunden. Ich beginne mit mir selbst zu wetten, welcher Tropfen zuerst sich herabstürzen wird; ich studiere die Rinnen der andern, um den mutmaßlichen Weg zu entdecken; ich fange an, den einen oder andern, oben in der Abendsonne so wunderbar glänzenden Tropfen zu bemitleiden, weil der im Fallen begriffene ihn mit in die Tiefe reißen wird. Und siehe, jetzt schießt der eine Tropfen herunter — ich habe die Wette verloren — er macht den Weg schief an der Scheibe herunter, er verschont meine Bemitleideten, reißt andere mit sich und versinkt in die Tiefe. Und das Spiel hebt von neuem an — wie unerträglich langsam der Zug in den Abend hineinfährt, wie fern mein Ziel ist! Dorthin, wo noch ein schwefelgelber Streifen quer über dem Horizonte liegt! Mein Auge hängt an ihm — die Wolken rücken enger zusammen, Dunkel schließt sich an Dunkel, es ist völlige Nacht. Unheimlich klappern die rollenden Räder, trüb qualmt die Lampe. Endlich ein schneidender Pfiff — für heute bin ich am Ziel.

II.

Tiefes Wolkendunkel liegt über dem See, unruhig wiederspiegeln die leicht bewegten Wellen

den Schein der Lichter, die im Winde flackern. Welle um Welle kommt heran gerauscht, klatscht matt an das Land, als ob der Anlauf zu kurz genommen wäre — das stoßweise Atmen eines Riesen, der doch ein Zwerg ist gegenüber dem Weltmeer. Schlaflos lieg' ich auf dem Lager und lausche hinaus. Und da klingt's mir auf einmal im Ohr, wie von fernen Zeiten und Landen her. Mainacht in Salerno — o wie süß sangen mir damals die Wellen mit ihren ruhigen, langgezogenen Tönen ein Schlummerlied; wie klang's damals vom Meere herauf, so rein und voll und hell wie ein Brautlied! Ja ein Brautlied — vom schönen Süden ging's wieder heim nach dem Norden. Wer scheidet gern von der schimmernden Pracht Italiens, und doch was ist alle Herrlichkeit der Erde gegenüber der Seligkeit, welche die Liebe gewährt! Daheim im deutschen Land harrt deiner die Braut mit Sehnsucht und breitet die Arme gen Süden und vertraut den Sternen ihr Heimweh, denselben Sternen, die in wunderbarem Glanze sich dort im Meere spiegeln. Heim zur Braut, in ihren Armen, an ihrem treuen Herzen auszuruhen von der Wanderschaft, und dann, wenn die Hochzeitsglocken klingen, selig mit ihr vereint eine lange Wanderschaft durchs Leben anzutreten. O wie schnell verflogen die Jahre! Und jetzt? Drüben über dem See liegt dein geliebtes Weib

todkrank, und kein Schiff geht in dunkler Nacht hinüber. O wie lang die Nacht sich hindehnt, wie eintönig klanglos die Wellen rauschen, wie trüb endlich der Morgen heraufdämmert über dem stahlgrauen See! Fahr zu, Kapitän!

III.

Dicke Morgennebel wallen durch die Thäler und hüllen die Berge ein. Naß und feucht rieselt's hernieder, kein Sonnenblick dringt durch das graue Nebelgewand, das die Erde bedeckt. Fort, fort, so schnell die Pferde laufen können! Zieht sich denn die Straße eine Ewigkeit am Berge hin? Windung um Windung, und noch sind wir kaum ein paar hundert Fuß höher. Und da rauscht's herab von den Bergen: trübe Wasser fluten daher und überspülen den Weg. Vorwärts, daß wir die Brücke erreichen, ehe der Wildbach sie wegreißt! Hinüber! Hinter mir verklingt das gurgelnde Geräusch fern und ferner.

O ihr fallenden Tropfen des Wasserfalls im stillen Thale, der durch Buchengeäst, über Baumkronen hinab springt in die Tiefe! Und droben der blaue Märzhimmel über dem jungen Grün, und ringsum sprossendes und keimendes Leben. Hörst du nicht, wie es in der Erde drängt und treibt, wie es klingt in den langen Schäften der Buchen, wie die jungen Knospen heimliche

Zwiesprache halten? Oder ist's der Schlag unserer jungen Herzen, was wir hören, vernehmlich durch all das Getöse des Wasserfalls? Er übertönt jedes Wort, das der Menschenlippe sich entringen will, und saugt die Sonnenstrahlen ein, um sie buntfarbig wiederzuspiegeln. So spiegelt unser Leben bunt und tausendfältig die Welt wieder, welche die Sonne der Liebe uns hervorgezaubert. Stumm stehen wir an der Felsenwand, und unsere Hände legen sich fester ineinander, und wir schauen hinein in den sprühenden, funkelnden Gischt und uns in die Augen. Und wir lauschen stumm den Klängen, die an hundert Melodien herumtasten, keine faßbar, keine bekannt, und doch alle geahnt, als ob sie aus einem Paradiese kämen, wo wir einst gewesen. Und jetzt rauscht es stärker, die Melodien sammeln sich in eine, die Wasser fallen im Takte mit dem Schlag unserer Herzen, und durch die Buchen rauscht's wie ferner Gesang — dasselbe, überall dasselbe, ein Lied von der Liebe. Wasser, unerschöpfliche Wasser, vielgestaltig, wechselnd und mannigfaltig, und doch immer dasselbe, ob Nebel darüber oder Sonnenschein, ob Frühlingsgrün auf den Bäumen oder des Winters Schneelast. —

„Herr, wir sind oben. Dort das Haus —" im nächsten Augenblick bin ich bei ihr und berge das schmerzende Köpfchen meines todkranken Weibes an meiner wogenden Brust. „Nun ist

alles gut," flüstert sie. Und der Nebel draußen zerreißt, und die Sonne strahlt hell über den weißglänzenden Kuppen himmelanragender Berge.

IV.

Wie lichtgrün der See funkelt im hellsten Sonnenschein, wie lustig die Tropfen springen an den Schaufeln der Räder, wie die langgezogene Furche im Wasser gleich einem Silberfaden glänzt! Heim, heim! Blasse Rosen fangen wieder an auf den Wangen meines geliebten Weibes zu blühen; aber ach, es ist August, und die Rosenzeit ist vorbei. Und dennoch Hoffnung! Sie steigt langsam empor, wie dort die Gipfel der Berge, die das hohe Ufer verdeckte, einer um den andern in bläulicher Ferne, leicht hineingezeichnet in den tiefblauen Himmel. Immer weiter dehnt sich das Gebirge aus, immer herrlicher wird die Schau, und da im Glase funkelt der lebenweckende Wein, und die Gläser klingen auf fröhliche Heimkehr. Aber ferner und ferner schwinden die Berge, undeutlicher werden ihre Umrisse; fliehen sie vor uns oder wir vor ihnen?

„O es ist schwer, von dieser schönen Welt zu scheiden," flüstert mein Weib und starrt hinab in den See, daß sie die Thräne verberge vor dem fahrenden, gleichgültigen, scherzenden Volke, das um uns ist. Langsam rollt sie ihr über die

Wange und fällt hinab und vermischt sich mit den Tropfen der Räder und kommt mit ihnen wieder empor. Oder sind es andere, von andern geweint? O ewiger Kreislauf!

Und dort über den Bergen lagert sich Wolke um Wolke, und die Häupter der Berge hüllen sich in ihren Wettermantel. Und langsamer drehen sich die Schaufeln, müd laufen die Tropfen an ihnen hinunter — ein Ruck, das nasse Tau klatscht auf am Lande, zur Landungsbrücke drängt sich die Menge. Wir verlassen als die letzten das Schiff und wandeln am Lande. Aber der Boden schwankt uns noch immer unter den Füßen.

V.

Novemberstürme. Der Himmel überall mit Wolken verhangen, zu Haufen geballte, dicke, runde Wolken. Alles ringsum so eng, so grabeseng, und nun auf einmal so grabesstill. Ich stehe am Fenster und starre hinaus. Da kommt ein Regentropfen, grau und dick und farblos, und nun ein, zwei weiße Flocken und immer mehr. Sie treiben an das Fenster und schmelzen, sie fallen auf den braunen Boden und vergehen, eine um die andere.

O so stand ich an demselben Fenster vor wenigen Jahren, mein gestern angetrautes Weib im Arme, im eigenen Hause, am eigenen Herd.

Nie, nie waren die Augenblicke so traumhaft schön, so wunderbar durchleuchtet vom reinsten Glück, auch damals nicht, als sie mir zum erstenmal am Herzen ruhte. Sieh da, unser Dörflein! Dort die Kirche, rings umgeben vom Friedhof, wo die Toten ruhen. Laß die Toten! Wir leben, ein Leben des Glücks, wie wir es uns nie hätten träumen lassen. Komm, komm und rate mir! Wo diese Vase hin und jenes Bild, wo diese Kommode und jenen Tisch? Komm, wir wollen unser Häuslein einrichten nach unserm Gefallen, und die Liebe, nichts als Liebe soll drin wohnen. Dort drüben dein Zimmer, wo du in Geistesarbeit ringst und kämpfst; und da, mein einzig geliebter Mann, da bei mir in dieser trauten Ecke sollst du ruhen und rasten und neue Kraft schöpfen aus meiner Liebe und wie ein Held laufen deinen Weg. Und die Jahre gehen dahin, und der Born ihrer Liebe ist nicht auszuschöpfen, und was ein Mann durch Frauenliebe gewinnen kann, ich habe es gewonnen, bin glücklich durch sie und in ihr. Und jetzt — ich fahre auf aus meinem Brüten und blicke hinaus. Die Welt ist weiß geworden, die Wolkenwand hat sich gelichtet, und ein verlorener Sonnenstrahl blitzt über die Schneekristalle. Und drüben, hart an der Kirche, streift der Sonnenstrahl einen weiß zugedeckten Grabhügel und verlischt. Und der Sturm erhebt sich mit neuer Macht und

pocht ungeduldig an mein Fenster, als heische er eine Antwort. Wer gibt sie?

VI.

Ostermorgen! Wie klar der Himmel droben, wie jubelnd die Lieder der Lerchen! Von überall her trägt dir der sachte Wind Veilchenduft zu und frohe Glockenklänge, und im Walde ringsum läuten alle die tausend Schneeglöckchen zusammen. Ahnst du, was sie dir künden, die leisen Stimmchen der Blütenglocken? Lange, lange haben sie geschlummert unter der Schneedecke, die auf ihnen lastete und sie niederdrückte, so oft sie auch versuchten, die Köpfchen zu heben. Und nun stehen sie da, nur leicht das Köpfchen geneigt, und schimmernde Tautropfen hängen daran und fallen hinunter oder trocknen unter dem Strahl der Frühlingssonne. Auferstehung allüberall, und durch den Wald geht der Odem des lebendigen Gottes. Und dein Herz, o Menschenkind, zaudert, sich dem Leben zu öffnen, wo die leblose Natur empfindet und lebendig wird! Und was ein reiches Menschenleben gewesen ist, von dem sollte nichts übrig sein als Staub und Moder, und ein Grabhügel alles, was dir geblieben ist! Nichts übrig? Alles, alles! Sie lebt, sie lebt dir, in dir, mit dir. Was du besessen, kann dir keine Macht, auch die des Todes

nicht nehmen. Verloren geht nichts in der weiten Natur, und der heiligste Besitz des Menschenherzens sollte einem entrissen werden können? Niemals! Es wäre Lästerung. Laß die Tropfen fallen aus deinen Augen; auch sie sind nicht umsonst geweint.

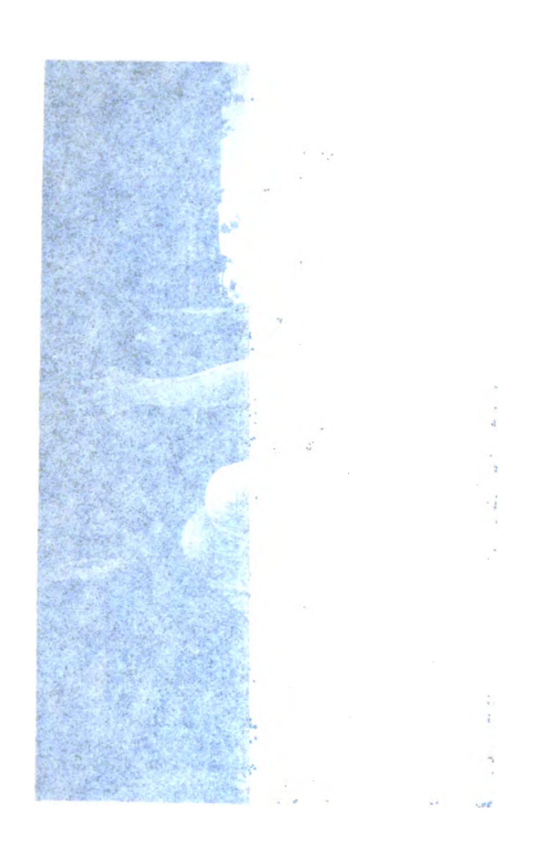
„Papa, die Schneeglöckchen nehmen wir alle mit und legen sie auf das Grab der Mama," ertönt die Stimme meines Töchterleins, und in größtem Eifer pflückt sie Blume um Blume. Was kaum zum Leben erblüht, muß das Leben lassen unter der weichen Kinderhand. Und immer mehr pflückt sie, und wir bestreuen das Grab, und weiß schimmert es, nicht mehr vom Schnee, nein von Frühlingsblüten. Und Frühling ist's auch über ihrem Grab, und die Osterglocken verklingen, die Orgel läßt ein Auferstehungslied ertönen, und die Ostersonne zieht strahlend ihre Bahn.



Poetische Erzählungen

und

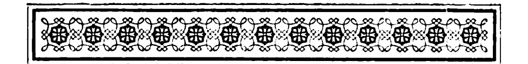
Balladen.





G.v. Hoesslin pinx.

Pandora.



Ein Teufel auf Urlaub.

Herr Lucifer auf seinem Thron
Saß ungeduldig lange schon
Vor Langerweile, da seit Stunden
Mit Audienz er sich geplagt.
Drum ward der Zudrang abgefunden,
Und ferneres Gehör versagt.
Da sah er Einen noch, mit dem
Sich's immer plaudern ließ bequem.
Sehr angesehen war am Throne
Der Pagenmeister Astaroth,
Drum rief der Fürst in muntrem Tone:
„Nur her! Dich traf nicht mein Gebot.
Was bringst du mir, Schulmeisterseele?
Die Teufelsbuben deiner Zucht
Sind doch gehorsam dem Befehle
Und deiner Rute scharfer Wucht?“

Herr Astaroth darauf mit Schmunzeln:
„Es wird die Höllenmajestät,
So hoff' ich, nicht die Stirn mir runzeln,
Wenn ich zu Gunsten der Diät

Den lächerlichsten Fall berichte.
Die Jugend, so du mir vertraut,
Umfaßt im ganzen ausgepichte
Beelzebuben, sehr erbaut
Von ihrem künft'gen Wirkenskreise,
Bereit zu jeder Niedertracht
Und Teufelei, die laut und leise
Nur je die liebe Höll' erdacht.
Und somit stünd' es um die Schule
Vortrefflich, doch ein einz'ger bringt
Auf meinem pädagogischen Stuhle
Mir Sorge, da mir's nicht gelingt,
Obgleich versucht viel hundertmale,
Von einer Grill' und Strebenswut —
Fast sagt' ich einem Ideale,
Ihn zu kurieren. Kurz und gut,
Du kennst ihn, wie du alle kanntest,
Der Sträfling ist der junge Fax."
„Der Fax?" ruft Lucifer. „Du nanntest
Den Dümmsten deines ganzen Packs!"

Drauf Astaroth: „Nicht soll mein Tadel
Die Dummheit treffen. Gilt sie nicht
Vor Leuten als besondrer Adel,
Für uns doch ist sie von Gewicht.
Denn Dummheit ist, verwandt dem Bösen,
Ein Weltprinzip, und wenn's geläng',
Von ihr die Menschheit zu erlösen,
Die Hölle brächt' es ins Gedräng,

Daß sie sich niemals ganz erholte
Von solchem Schlag. Die ganze Fracht
Von Uebelthun und Uebermacht,
Zur letzten Hex, die man verkohlte,
Die Dummheit war's, die uns so brav
Gedient und meist in ihrem Walten
Sogar die Bosheit übertraf.
Drum laß zu ihr uns freundlich halten!
Der Dümmste selbst hat's hinter'n Ohren
Und nützt, auch unbewußt, uns oft
Viel mehr, als wer, gescheit geboren,
Mit seinem Witz für uns erhofft."

„Genug, Herr Philosoph! Zur Sache!"
Rief Lucifer. „Fängst du mal an,
So rieselt's fort, gleich einem Bache,
Der nie versiegt. Von deinem Mann,
Dem Fax, erzähl'! Was gibt's für Klage?"
Drauf Astaroth: „Wenn von der Welt
Gebräuchen oft ich lehrend sage,
Und welche Pflicht uns dort bestellt,
Spitzt er das Ohr und kommt mit Fragen
Mir hinterher von heikler Art.
Vor allem sitzt ihm eins im Kragen,
Und drum verlangt er nach der Fahrt
Hinauf zur Welt, um ungebunden,
Von allen Vorurteilen frei,
Mit eigner Forschung zu erkunden,
Was eigentlich die Liebe sei?"

Da brüllt Herr Lucifer vor Lachen,
Daß bei der Majestät Humor
Der Hölle Wölbungen erkrachen.
Dann ruft er: „Führ' den Buben vor!
Der ist nicht anders zu kurieren,
Als daß man ihm den Willen thut.
Wie er sein Thema wird studieren,
Zum Spaße prüf' ich seinen Mut."

Und Fax erschien mit seinem Meister.
Ein Teufelchen, nicht eben schön
Und erst noch schüchtern. Doch schon dreister
Kann er sein Angesicht erhöhn,
Als Lucifers Befehl erflossen:
„Du sollst zur Welt auf kurze Zeit,
So haben wir für dich beschlossen,
Zu deiner Bildung. Sei bereit
Noch diese Stund'! Allein wir geben
Ins Reisebündel nichts dir mit
Von Zauberkraft, um deinen Schritt
Aus Not und Fährlichkeit zu heben.
Nur eine Höllenlockung — Geld,
Die sollst du haben nach Belieben.
Dein Wechsel wird dir, ungeschrieben,
In voller Tasche zugestellt.
Im übrigen gehst du auf Reisen
Als ein Student, wie andre mehr,
So magst du deinen Witz beweisen!
Viel Glück denn bis zur Wiederkehr!"

Und als nun Fax, von Glück durchdrungen,
Gedankt für seines Herrn Gebot
Und mit drei Sätzen fortgesprungen,
Sprach Lucifer zu Astaroth:
„Man muß ein Auge auf ihn haben,
Trotzdem! Drum sorge, was da frommt,
Daß man den unerfahrnen Knaben
Mit heiler Haut zurückbekommt!" —

Nun war des Sommers Mittagstunde
Gekommen auf der lieben Erd',
Und von den Dächern gab die Kunde
Das Wölkchen, daß bestellt der Herd.
Es stieg empor auch von der Mühle,
Die stattlich im gewundnen Thal
Von erlenduft'ger Schattenkühle
Gedeckt lag vor dem Sonnenstrahl.
Die Müllerin trat in den Garten,
Und ging, um über'n Lattenzaun
Nur flüchtig, ohn' auf wen zu warten,
Zur Straße so hinaus zu schaun,
Ob sie vom Dorfe wen gewahre,
Nur so zum kurzen Zeitvertreib.
Sie war ein jung und hübsches Weib,
Und Witwe schon im zweiten Jahre.
Es ward ihr einsam oft zu Mut.
Sie meinte, wenn mal Einer käme,
Jung, hübsch und reich, mit keckem Blut,
Es könnte sein, daß sie ihn nähme.

Da war der Sepp, der Mühlenknecht —
Sie wußte wohl, dem wär' sie recht.
Da er im Tagwerk wohlerfahren,
War sie dem Sepp nicht eben gram —
Doch ging's ja, wenn kein andrer kam,
Ihn für den Fall sich aufzusparen.

Und wie die schöne Müllerin
Blickt über'n Zaun, die Straße hin,
Da sieht sie, wie mit glühnden Wangen
Ein feines Bürschlein kommt gegangen,
Ein Herr Student, sie sah's ihm an.
Das Ränzel trug er auf dem Rücken,
Das, an dem heißen Tag, zu drücken
Den Wegemüden schon begann.
Nun steht er plötzlich an der Pforte
Des Mühlengartens. „Ei, schön Gruß!"
So lächelt sie. Er hemmt den Fuß —
Gar kühl und schattig ist's am Orte.
Doch ihn verwirrt ihr Blick, und fast
Hat er den Gegengruß vergessen.
Noch zögernd steht der fremde Gast
Und stammelt: „Gibt's hier was zu essen?"
Frau Jutta lacht ihm ins Gesicht.
„Ein Wirtshaus halt' ich freilich nicht,
Doch hübsche Leut' von art'gen Sitten
Erfähn ein Tischlein-deck-dich schon!"

Der Gast drauf mit befangnem Ton:
„Ich bin gar müd' und möcht' Euch bitten,

Gebt eine Mahlzeit mir! Ich hab'
Zum Zahlen Geld und zeig's Euch gerne —"
Die Müllerin weist es lachend ab:
„Laßt's in der Tasch'! Das sei mir ferne!
Kommt nur, Ihr werdet müde sein,
Und ruht Euch aus in meinem Garten!
Des Mahls sollt Ihr nicht lange warten,
Derweil bring' ich ein Schöppchen Wein."
Der Gast darauf: „Ja, gebt mir Wein!
Der Wein soll etwas Gutes sein,
So hört' ich schon." — Da lacht sie wieder.
Hat der noch niemals Wein geschluckt?
So denkt sie. Welch ein Vogel guckt
So blöd und fremd aus dem Gefieder,
Als ob er erst zur Welt genas?
Das muß man prüfen doch zum Spaß! —

Da saß nun Fax, noch wirr betroffen
Von seiner Wandlung. Wider Hoffen
Früh morgens aus dem Höllenraum,
Der Schulbank auch entlassen kaum,
Und plötzlich stand die Welt ihm offen!
Doch, trotz der Wandlung, seines Ziels
Blieb er gedenk und sehr begierig,
Nur, ungewohnt des Erdenspiels,
Erschien der Anfang ihm noch schwierig.
Die Müllerin war so gewandt,
Vielleicht daß sie ihm konnte sagen —
Doch da er menschlich jetzt empfand,

Gemahnten ernstlich Kehl' und Magen,
Der Neuheit erst genug zu thun.
Nicht lang ließ ihn die Wirtin ruhn.
Sie trug ihm Wein daher und deckte
Den Tisch ihm für ein tüchtig Mahl,
Das ihrem Gast so trefflich schmeckte,
Daß Schüssel bald und Teller kahl.

Und als sie anfing abzuräumen,
Warf aus der Tasch' er ohne Säumen
Aufs Tischtuch eine Handvoll Gold.
„Wenn Ihr bezahlt Euch machen wollt,
So bitt' ich, nehmt! Und sollt' es reichen
Zu einem Schöppchen von dem gleichen,
So hätt' ich noch ein zweites gern."
Frau Jutta schaut dem jungen Herrn
Auf Händ' und Antlitz, fast erschrocken:
„Ihr seid nicht klug! Eu'r ganzes Geld
Laßt Ihr für ein paar Mittagsbrocken
So offen sehn? Vor aller Welt
Darf man doch so sein Geld nicht zeigen!"
Doch Fax darauf: „Ich hab' noch mehr
Und brauch' es keinem zu verschweigen.
Es reicht auf lange. Da, seht her!"
Und lachend holt aus allen Taschen
Er blankes Gold verschwenderisch
Und wirft's zum andern auf den Tisch.
Die Frau durchzuckt ein Ueberraschen,
Und hastig kehrt sie mit der Hand

Zusammen all den Teufelssegen.
„Steckt ein! Ihr seid noch unbekannt
Mit Geld und Leuten allerwegen,
Man sieht's! Drum steckt es wieder ein!"
Doch Fax: „Ich brauche nicht zu sparen;
Doch ist's zu viel für Mahl und Wein,
Mögt Ihr mir's unterdes verwahren!"
„Hört, junger Herr," Frau Jutta spricht,
„Wie kommt's, daß man bei Euren Jahren
Mit Barschaft von so viel Gewicht
Euch läßt allein das Land durchfahren?
Ihr scheint noch gar von leichtem Sinn!
Wo kommt Ihr her? Wo geht Ihr hin?"

Und Fax, dem schon der Wein das Blut
Erwärmt und angeregt den Mut,
Entgegnet: „Ja, Frau Müllersfrau,
Ich möchte gern und ganz genau
So auf der Welt mich unterrichten,
Wie's geht in allen Lebensschichten,
Und so auf meiner Wanderfahrt
Probieren all der Menschen Art.
Besonders was sie Liebe nennen,
Möcht' ich erfahren gern und kennen.
Die Liebe soll was Gutes sein,
So hört' ich. Drum ist mein Begehren,
Zu suchen Lieb', und Lieb' allein
Vor allem. Könnt Ihr mich belehren?"

Frau Jutta denkt: Bist du, Kujon,
Ein so verwettert Bübchen schon?
Doch wie sie in sein Antlitz schaut,
Das ernstlich fragt, da lacht sie laut
Und spricht: „Je nun, wenn zwei sich finden,
Um sich in Liebe zu verbinden,
Dann — küssen sie sich insgemein.“
Und Fax mit Eifer: „Ja, sie sagen,
Das Küssen soll was Gutes sein,
Drum thät' es mir auch wohl behagen.
Versteht Ihr's? Nehmt mich in die Lehr'!“
Frau Jutta drauf, belustigt sehr:
„Ei, Schnack! Das mögt Ihr selbst probieren!
Man legt die Lippen Mund auf Mund —“
Und Fax probiert es ohne Zieren
Und preßt ihr fast die Lippen wund.
„Halt! halt!“ so wehrt sie ab mit Lachen,
„Wer wird das gleich so heftig machen!“
Und Fax darauf: „Nun sagt, ist das
Schon alles — oder kommt noch was?“
— „Ei freilich! Will sich's gut gestalten,
So kommt, wenn man's im Ernste meint,
Zuguterletzt das Hochzeithalten.“
— „Ja, ja! Das Hochzeithalten scheint
Auch etwas Guts zu sein! Ich bliebe
Gern, wenn das mitgehört zur Liebe,
Dahier bei Euch —“

„Gemach! Gemach!
So ernsten Dingen denkt man nach

Und darf nichts Uebereiltes wagen.
Vielleicht doch würd' ich's nicht versagen,
Wenn — man's nicht morgen schon vergaß!"
Der Müllerin war's nur um den Spaß,
Doch halb im Ernst auch ging die Frage
Durch ihr Gemüt, ob nicht bequem
Ein Freier wär' in solcher Lage?
Sein vieles Geld war angenehm.
Erschien zu jung er — doch erziehen
Ließ er sich wohl als Mann im Haus,
Wie das mit manchem schon gediehen.
Das malte sie sich lächelnd aus. —

Doch wie sie scherzend unter'm Baume
Die Rede mit dem Gaste tauscht,
Ward oben aus dem Bodenraume
Das ganze Zwiegespräch erlauscht.
Denn aus dem Giebelfenster streckte
Der Mühlenknecht den Kopf hervor.
Das viele Gold, der Kuß entdeckte
Sich seinem Blick, es traf sein Ohr
Das Wort von Hochzeit — und erbittert
Von Eifersucht, von Wut entflammt,
Entschlüpft er schnell, um, was er wittert,
Zu künden vor dem richt'gen Amt.
Er eilt ins Dorf. Den Schulzen findet
Er einverstanden im Verdacht.
Man spricht's umher. Die Arbeit bindet
Und hält nicht. Auf die Beine macht

Sich Alt und Jung, mit Strick und Stangen,
Um den Verbrecher einzufangen.

Die Müllerin mit ihrem Gast
Saß noch am Platz, behaglich munter,
Da kam mit viel Geräusch und Hast
Ein Menschenzug die Straß' herunter.
Besetzt wird plötzlich Thür und Thor,
In wohlbeleibter Würde schreitet
Der Schulz, vom Häscherzug begleitet,
Mit Richterblick der Menge vor.
Frau Jutta springt, von Schreck benommen,
Vom Platz: „Um Gott! Was will man hier?“
Der Schulz drauf: „Zu des Rechtes Frommen
Ließ ich besetzen dies Revier;
Denn seht, Frau Müllerin, der Bube,
Den Ihr von gutem Haus geglaubt,
Macht Euer Haus zur Mördergrube,
Denn all sein Geld hat er geraubt!
Uns ist's geglückt, ihn zu ergreifen,
Den Mordgesellen, ränkevoll.
Jetzt gilt's zum Galgen ihn zu schleifen,
Wo er demnächstens baumeln soll!“

Frau Jutta schaudert. Ob's zu denken,
Ob's glaublich, will ihr kaum zu Sinn,
Und fragend muß den Blick sie lenken
Vom Kläger zu dem Gaste hin.
Doch Fax, empört, mit raschem Sprunge

Fährt in den Kreis und ruft erbost:
„Geraubt? Verdammte Lästerzunge!
Der dicke Kerl ist nicht bei Trost!
Mein Wechsel stammt aus guten Händen,
Ich sag' Euch aber nicht woher,
Und wenn, so fett und dick wie Er,
Noch ihrer Hundert mich umständen!
Vernehm' Er es, er dicker Mann,
Daß ich, so sag' ich unverfroren,
Die dicken Leut' nicht leiden kann!
Denn wenn sie in der Hölle schmoren
Und braten, gibt es Qualm und Stank,
Daß man sich hustet schwach und krank.
Und jetzt mit Faseln und Gehader
Laß, alter Fettbauch, Er mich ruhn!"
Da, mit geschwellter Zornesader,
Fuhr auf der mächt'ge Dorftribun:
„Ins Loch! Ins Loch mit dir, du Hund!
Du bist es, der vor vierzehn Tagen
Im Odenwald, zu nächt'ger Stund',
Den Roßkamm Veitel Rapp erschlagen,
Des Gelds beraubt, um's zu verprassen!
Daß du das Geld hast sehen lassen,
Verriet dich. Schnell, den Sündenbock
Führ' man gebunden in den Stock!"
Doch Fax erwehrt sich noch der Bande:
„Vom Leibe mir! Es scheint das Pack
Von Volk nicht besser bei Verstande,
Als jener vollgestopfte Sack!

Gleich wird es anders sich gestalten.
Denn hört, daß ich gekommen bin,
Um Hochzeit heute noch zu halten
Dahier mit dieser Müllerin!"

Verwundert steht ob solcher Kunde
Der ganze Kreis, und jeder blickt
Mit Fragen zu Frau Juttas Munde.
Sie aber, tief beschämt, erschrickt;
Von Aerger und Verdacht erglommen,
Hebt sie die rüst'ge Hand und patscht
Um Back' und Ohr ihm, daß es klatscht,
Und Fax, von Schrecken ganz benommen,
Zurückefährt vor solchem Graus.
„Da hast du, Lump, dein Leibgedinge,
Das ich als Heiratsgut dir bringe!"
So ruft sie und entflieht ins Haus.
„Ergreift ihn!" donnert jetzt der Sprecher
Des Dorfs: „Gestehn wird der Verbrecher,
Wenn ihn das Stockhaus erst bezwingt!"
Doch Fax, gleich einem Eichhorn, schwingt
Mit keckem Satz sich auf zum Baume,
Vom Ast hinein zum Bodenraume,
Zum Dach, hinab zum Mühlenrad,
Das ruhend stand zur Mittagstunde.
Dort, thronend über'm Mühlengrunde,
Beendet er den Kletterpfad
Und schneidet höhnische Gesichter
Der Dorfgemeind' und ihrem Richter.

Doch schon ist Sepp ins Haus geschlüpft
Und setzt, in richt'ger Ueberlegung,
Das Rad in plötzliche Bewegung.
Und Ruck! sich überschlagend, hüpft
Mit unverhofftem Purzelbaume
Der Fax hinunter in den Bach.
Nun Siegsgeschrei und Hohngelach!
Bald hat man aus dem Wellenschaume
Den Ringenden herausgefischt,
Und Fax, vom Bade stark erfrischt,
Muß triefend, festgemacht mit Stricken,
Sich ins Gebot des Richters schicken.

Zum Dorf nun trabte hin der Zug,
Und neubegierig ward empfangen
Der Räuber, der, ins Garn gegangen,
Den Roßkamm Veitel Rapp erschlug.
Und während sie sich drohend freuten,
Ergrimmte Fax. Was unter Leuten
Ein Roßkamm war, er wußt' es knapp,
Was wußt' er gar von Veitel Rapp?
Allein da sie ihn einmal brachten,
So mußt' er Veitels Mörder sein.
Drauf zum Verhör den scharf Bewachten
Schob man ins Schulzenamt hinein,
Wo man sich überaus erhitzte.
Fax leugnet', schimpfte, schäumte Wut
Und tobte wild; der Richter schwitzte
Vor Zorn, und endlich schien's ihm gut,

Den Schuld'gen vorerst einzusperren.
— Da saß nun Fax im finstern Loch,
Nichts half sein Fluchen, nichts sein Zerren
An Thür und Riegel. Stunden noch
Erscholl sein Toben und Gepoch,
Bis endlich, trostlos und ermattet,
Er stumm in einen Winkel kroch.
Hier war ihm Muße nun gestattet,
In Kerkermonologen, lang
Und trüb, des ersten Tages Gang
Betrachtend für sich durchzugehen.
„War das nun Liebe? Schlimm'res kann
Ja in der Hölle kaum geschehen!"
Und fast kam ihn die Sehnsucht an
Nach seiner Heimat Stillvergnügen.
„Doch nein! Das wär' ein Hohngeschrei,
Käm' ich zurück, und sie mich frügen,
Ob ich gelernt, was Liebe sei!
Ich lern's und will noch anders sprechen!
Auch mit den Leuten hier zu Land!
Man wird mir ja den Hals nicht brechen,
Davor beschützt mich schon mein Stand.
Und bin ich erst aus dieser Zelle,
Versuch' ich's bald an andrer Stelle!"

So ging der Tag, so kam die Nacht,
Mit Groll und Langerweil' im Bunde.
Da scholl's von fernher durch die Runde,
Daß schon der erste Hahn erwacht.

Und Fax vernimmt ein leises Schleichen
Um sein Gelaß. Er lauscht empor
Gespannt. Den Riegel hört er weichen,
Ein Flüstern dringt zu seinem Ohr:
„Ich bin der Sepp — nur still und leise!
Die Müllerin schickt Euch Euer Geld
Und Hut und Ränzel für die Reise,
Mit Glückauf! in die weite Welt.
Daß Ihr den Veitel Rapp erschlagen,
Wir glauben's beide schon nicht mehr,
Die Müllerin und ich, und tragen
Nach Eurer Strafe kein Begehr;
Doch können wir Euch hier nicht brauchen.
Drum macht Euch fertig, eh' bevor
Die Wiesen noch im Frühdunst rauchen.
Entwischt! Geöffnet steht das Thor!
Ein Stündchen Wegs, dem Bach zur Seite!
Von da könnt Ihr mit Dampf ins Weite.“

Und durch die Nacht, erlöst und frei,
Hinstürmte Fax. Da wieder offen
Die Welt ihm stand, so durft' er hoffen,
Zu finden noch, was Liebe sei.
Und ging's zuerst ihm nicht geheuer,
Vielleicht, bei seinem ernsten Drang,
Sagt uns ein andres Abenteuer
Von seinem weit'ren Studiengang.

Otto Roquette.



Der verlorene Sohn.

Ein Idyll.

I.

Wo des Jordan heilige Gewässer
Jäh erbrausend in die Tiefe fallen,
Webt am See Genezareth thalüber
Geist der Andacht in den weichen Lüften.
Dort am Abend, friedenüberbreitet,
Rastet in des Oelbaums kühlem Schatten
Daniel, der Hirte von Bethsaida.
Silbern von der ernstgefurchten Stirne
Wallen ihm prophetenhaft die Locken,
Und voll Hoheit strahlt um all sein Wesen
Letztes Abendrot der Erdentage.
Aber ihm zur Seite, Lenz beim Winter,
Sonnig wie ein junger Maienmorgen,
Sitzt gedankenvoll, im Schoß ein Lämmlein,
Sein geliebtes Pflegekind, Naëmi.
Bald voll Sorge blickt sie auf des Alten
Lebensmatte Züge, bald wie träumend
Auf das woll'ge Vließ des Lieblings, das sie
Kämmt und schert mit kunstgeübten Händen.

Und der Alte legt die Stirn in Falten
Und beginnet ernsten Klangs die Rede:

„Von den Zweigen fällt das Laub im Herbste,
Nährt mit frischer Kraft die Mutterwurzel,
Daß im neuen Frühling grün und saftig
Neuer Blätterschmuck den Baum umkränze.
In das Meer ergießen sich die Ströme,
Daß die Quellflut neuen Raum gewinne,
Die gewaltig nachstürzt. Nur die Tropfen
Schlingt das Meer; es bleibt der Strom derselbe.
Glücklich sei mir das Geschlecht gepriesen,
Das ein Baum ist, der sich frisch umlaubet,
Das ein Strom ist, dessen Quell nicht abstirbt!
Sieh mich nicht so traurig an, Naëmi!
Daniel verwelkt, und mit ihm welkt auch
Seiner Väter Stamm."

Darauf die Jungfrau:
„Klage nicht, mein edler Pflegevater!
Blühet doch ein Sprosse deinem Alter,
Blüht dir doch dein Jonathan!"

Und leise
Bei dem Klange des geliebten Namens
Ueberfliegt es rot Naëmis Wange.
Doch der Alte nimmt das Wort und redet:
„Den du nennest, darf er Hoffnung wecken?
Hirten waren meine Väter; Hirte
Bin ich selbst; zum Hirten auferzogen
Hab' ich mir den Sohn. Er aber, weichlich

In dem Schatten der Cypressen wandelnd,
Liebt die rätselvolle Silbermondnacht,
Die am See Genezareth den Lenz durch
Traumhaft webt in den umgrünten Buchten.
O, ich seh' es längst beklommnen Herzens,
Wie ein unentdecktes Weh schwarzblütig
Ihm im Busen nistet, Tod verhängend.
Komm, mein Kind, leg' auf die Stirn die Hand mir,
Daß sie meines Grames Feuer kühle!
Aber ach! von meinem einz'gen Sohne,
Dem verlor'nen, sprich mir nicht, Naëmi!"

„Sieh! da ist er selber!" ruft sie plötzlich,
„Und beherzter schreitet er als sonst wohl."

II.

Und zum Vater tritt der Sohn, der bleiche,
Legt die schlanke Hand ihm auf die Schulter,
Schaut ihn mannhaft an mit blauen Augen,
Und mit fester Stimme spricht er also:

„Palästinas Hirte, teurer Vater,
Lange war mir Herz und Haupt umdüstert:
Wie in tiefen Schluchten Nebel brüten
In dem rauhen Libanon am Abend,
Also hüllte Trauer mir die Seele,
Die sich dir verschloß und allen Menschen;
Denn von Zweifeln voll war all mein Denken,
Das in Not nach Klarheit schrie und Sonne,

Aber nun, durch Nachtgewölke tagend,
Strahlt die Morgenröte der Entschließung:
Palästinas Hirte, teurer Vater,
Höre meine Bitte und gewähr' sie!
Nicht im Jordanthale kann ich länger
Dir die weichgelockte Herde hüten;
Andres Thun heischt jetzt von mir Jehovah.
Eine Welt von fragenden Gedanken
Gärt mir schwank und ungewiß im Busen,
Und es treibt ein unbezähmbar Sehnen,
Wahrheit suchend, mich ins Weltgedränge.
Vater, Vater, mein geliebter Vater,
Laß mich tauchen in die Flut des Lebens,
Laß mich ziehen in die Stadt des Lichtes,
Wo die Menschen hohen Geistes wandeln,
Wo der Tempel leuchtet von Moria
Und die Schriftgelehrten Weisheit künden!
Laß mich zieh'n, o mein geliebter Vater,
Daß ich mir der Seele Rätsel löse
Und die Gottheit schaue und die Dinge!
Laß mich zieh'n, o Palästinas Hirte!"

Also Jonathan. Und da er schweiget,
Rauscht der Abendwind im Oelbaumwipfel,
Und der Alte legt die Stirn in Falten
Und beginnet ernsten Klangs die Rede:

„Heil dir, Jonathan, geliebter Knabe,
Heil dir, daß du solches Wort gesprochen!
Weil es Sonne mir nach Nacht bedeutet!

Zwiegeteilt sind aller Menschen Wege,
Zwiegeteilt nach ihres Geistes Schicksal:
Diese tragen, Jünglinge an Jahren,
Gleichmaß schon in ihres Herzens Falten,
Und es atmet Ruhe, licht und sonnig,
Wo sie immer wandeln, durch ihr Wesen:
Ihrer ist der kurze Weg zum Frieden.
Jene aber, ungestümern Blutes,
Wollen Unermeßliches ermessen,
Wollen Unergründliches ergründen —
Unrast treibt und Zwiespalt sie durchs Leben:
Ihrer ist der lange Weg zum Frieden.
Glücklich preis' ich, glücklich die Erwählten,
Die auf kurzer Bahn hinwandeln; denn es
Ranken Reben rings und rote Rosen
Auf den Pfaden, die ihr Fuß betreten.
Aber nicht, mein Jonathan, beklag' ich,
Daß dein Geist dich drängt zum langen Wege.
Zwar mit Irrtum ist er ausgepflastert,
Und an seinem Ziele wohnt Enttäuschung.
Aber sei es drum! Du hast gewählet,
Und des Herzens Ruf ist Gottes Stimme.
Zieh denn in die Stadt der Palmen, ziehe,
Und Jehovah lenke deine Schritte!"

In die Arme fällt der Sohn dem Vater:
„Habe Dank denn, Palästinas Hirte!"

Und es segnet ihn bewegt der Alte
Und beginnet ernsten Klangs die Rede:

„Nimm des Weges diesen einen Spruch mit:
Tief im Kampfe steht des Menschen Leben —
Selig, wer ein reines Herz sich rettet!
Nimm des Weges diesen andern Spruch mit:
Wer am höchsten strebt, der fällt am tiefsten,
Doch wer tief bereut, schwingt sich am höchsten.“
Spricht's und schweigt und segnet ihn noch einmal.

— — — — — — — — — — — —

Und Naëmi? Ernst und wortlos geht sie.

Wo im Thal die Jordanwelle gleitet,
In der hehren Stille, menschenferne,
Weint sie seufzend ihres Kummers Thränen,
Und der Jordan trinkt wie Tau die Thränen,
Strömt zum See Genezareth sie rauschend,
Und der See erseufzet wie Naëmi.

III.

Mittagsschwüle brütet über'm Flusse;
Warme Wasserdünste haucht das Schilfrohr,
Und die dürstende Gazelle schreitet
Leichten Fußes durch die Uferklippen,
Trinkt und trinkt — aufhorcht sie schlanken Ohres
Und entwandelt durchs Olivendickicht.

„Lebe wohl, Bethsaida, Heimatstätte!
Jonathan folgt seines Geistes Stimme.
Lebe wohl! Nur dem enthüllt die Welt sich,

Der sie branden läßt am eignen Busen."
Also spricht der Wanderer — am Stabe
Wallt er gen Jerusalem die Straße.

Doch die Sonne brennt; er streckt ermüdet
Seine Glieder aus am kühlen Ufer.
Leise, leise wiegen sich die Wellen,
Linde, linde rauscht es in den Blättern;
Leise, linde sinkt er hin in Schlummer —
An des Traumes Pforte pocht die Seele.
Da — umwallt von leichten Wolkenschleiern,
Tritt ihm einer Jungfrau Bild entgegen;
Wehmut blickt sie wie mit Dulderaugen,
Schaut ihn lange bittend an voll Reinheit,
Winkt mit zarter Hand ihm und entschwindet.

Jonathan erwacht. „Naëmi!" ruft er,
Doch des Weges zieht er sinnend weiter,
Wandert rastlos, wandert sieben Tage,
Bis am achten ihn durch Palmenkronen
Grüßt die heil'ge Stadt, die kuppelstolze.

IV.

Und durch die gewölbten Thore tritt er,
Sieht, ein grünes Meer im Hauch des Windes,
Sich des Oelbergs hehre Wipfel wiegen,
Sieht den Tempel winken von Moria,
Und wie Psalmen hört er's thalwärts wehen.

Durch die Gassen wallen ernste Menschen,
Feiertäglich, friedevoll und wunschlos,
Wirken gute Werke frommen Herzens,
Heben himmelan die reinen Hände,
Und, sich glaubensselig rings begrüßend,
Schwören schweigend sie den Bund der Liebe.

„Ist es Wahrheit?“ spricht er, „oder träum' ich?
Schau' ich endlich dich, o Stadt am Kidron?“

Und er hört die betende Gemeinde,
Hört die Schriftgelehrten in dem Tempel,
Und beherzt tritt er in ihre Mitte:
„Väter, nehmt mich auf als euren Jünger!
Tief im Kampfe steht des Menschen Leben.“

V.

Aber nicht den Tempel sieht er einzig,
Sieht das volle Treiben auch da draußen,
Sieht's in Schmerz und Zorn. Ein Riß, wie
höhnend,
Zieht zerklüftend sich durch alles Leben:
Anders als in den Prophetenschulen
Malt Jerusalem sich auf dem Markte;
Anders als des Herzens Ideale
Grüßt die seichte Klugheit uns der Mäkler;
Nur dem Moloch dient sie und dem Mammon,
Strebt nach Flitterlust und schielt nach Truggold;

Denn die Welt liebt sich die Oberfläche,
Und der Tiefe Ruf vernimmt ihr Ohr nicht;
Freundschaft schmilzt wie Märzschnee an der Sonne,
Aber Mißgunst überdau'rt die Jahre;
Treue krankt und hat ein kurz Gedächtnis,
Aber planvoll schreibt in Marmor Rachsucht,
Und getrost um ein paar Silberlinge
Gibt der Bruder hin des Bruders Herzblut,
Und die Selbstsucht triumphiert, und einsam
Geht die Seelengröße durchs Gedränge,
Und sie sieht sich fragend um und schaudert,
Darbt und schweigt. — O, Jonathan, du seufzest?
Jonathan, du zagst? Ein Riß, wie höhnend,
Zieht zerklüftend sich durch alles Leben.

— — — — — — — — — — — —

Der da von Bethsaidas Blumenauen
Dunklen Dranges schied, die Welt zu grüßen,
Schmerzvoll schreit er auf: „Ist das das Leben?"
Doch das Haupt erhebt er stolz und mannhaft:
„Trag es, meine Seele! Kommt hier draußen
Keine Gottheit liebend dir entgegen —
In des Geistes schöner Welt, im Wissen
Muß die Tiefverhüllte, muß sie wohnen!
Was das Draußen karg und kalt versagte,
Strahlend wird's das Innen dir enträtseln:
Nur die Forschung führt dich zur Erkenntnis —
Selig, wer ein reines Herz sich rettet!"

VI.

Wochen schwanden hin und lange Monde;
Wahrheit suchte Jonathan mit Sehnsucht,
Suchte heißen Dranges in der Schrift sie,
Suchte sie im Menschen und den Dingen.
Suchte Einklang in den Weltgesetzen
Und des eignen Geistes Rätseltrieben,
Suchte sie — und suchte sie vergebens.

— — — — — — — — — — — —

Unter Palmen wandelt er und wehklagt:
„Kann des Menschengeistes enge Schranken
Ein beschwingtes Wollen nicht durchbrechen?
Tragen in die Höhen letzten Schauens
Brücken nicht aus dieses Lebens Dunkel?
Grauser Gott, warum gabst du den Trieb mir,
Der sich sehnt nach deinem Angesichte,
Aber hülltest kühl und stolzen Sinnes
In Gewande der Unnahbarkeit dich?
Zwiespalt wächst im Busen mir, ein Dämon,
Und verkündet gräßlich mir das Chaos.
O, warum verließ ich meine Lämmer
Und des Heimatthales grüne Triften?
O, warum in diese Welt der Menschen
Kam ich, wo die Weisheit eng verschwistert
Mit der Thorheit wandelt, und die Tugend
Sitzt an gleichem Tische mit der Selbstsucht?
Was ist gut, und was ist böse? Was ist

Wahrheit, Jonathan, und was ist Lüge?
In Jerusalem sind tausend Schulen,
Und das Höchste lehrt dich jede anders."

In den Händen das Gesicht vergräbt er,
Stöhnt im Zorn, halb fluchend und halb schluchzend.

„Weh! die Welt vermag mir nichts zu geben,
Und des Geistes Burg ist mir verriegelt.
Erd' ist hin, und Himmel unerfliegbar,
Und ein Ausgestoßner, zwischen beiden
Schweb' ich in der seelenlosen Leere.
Ach! der sieche Leib, den Krankheit naget,
Badet sich gesund im Teich Bethesda —
Doch die Seele, die nach Wahrheit lechzet —
Schmachte und verdürste, arme Seele!"

VII.

Einsam an des Oelbergs sanftem Abhang
Blüht Gethsemane, der stille Garten.
Und in seine feierlichen Schatten
Tritt nun Jonathan. Er sucht das Schweigen.

An des Kidron Ufer herzbeklommen
Setzt er sich und sieht die Wasser gehen,
Und zu seiner tiefbetrübten Seele
Spricht er diese halbverhaltnen Worte:
„Wie die Wasser wallen und entströmen,
Also wallet und entströmt die Zeit auch,

Und Geschlechter blühen und verwelken,
Und der Mensch bleibt wandellos der gleiche."

Rückwärts drängt es Jonathan zu schauen,
In entleg'ne, längst versunk'ne Tage,
Und der Vorzeit mahnende Gestalten
Steigen aus den Wassern auf wie Nebel,
Und wie Nebel, schemenhaft und deutsam,
Ziehn sie totenbleich an ihm vorüber.
Denkerhelden sieht er ruhvoll wallen,
Herrlich alle, doch das Mal des Schmerzes,
Der Entsagung düstres Dulderbrandmal
Tragen alle sie auf reiner Stirne,
Tragen, rings betropft von edlem Blute,
Unter'm Lorbeerkranz die Dornenkrone,
Und in dumpfem Chor, wie unterirdisch,
Hört er ihre Klage also schallen:
„Wie wir strebten, wie wir rastlos rangen,
Stückwerk nur vollbrachten wir und Selbsttrug;
Denn vom Buch der Wahrheit bricht das Siegel
Keine Hand, geformt aus Staub der Erde;
Der Erkenntnis Ziel erfliegt sich keiner,
Keiner unter'm Wandel dieser Sonne."
Und die bleichen Scharen ziehen abwärts,
Abwärts mit der Flucht der Welle — siehe!
Plötzlich aus den Wassern wild und seltsam
Wächst es neu in üppigen Gebilden.
Schön und lustbethört, ein Knäu'l von Leibern,
Taumelt es und wogt es auf und nieder.

Arme hier, ha! marmorschöne Arme!
Brüste dort und sammetweiche Nacken!
„Schlingt den Reigen, schwingt den Feuerbecher!"
Jauchzt es in verzückten Dithyramben,
„Schwelgt am weichen Busen des Genusses,
Uebt die süßen Künste der Betäubung!
Denn des Lebens Blütezeit ist flüchtig;
Alle Wesen kosten kurze Wonnen,
Und im Rausch der Sinne nur ist Wahrheit."
Also singen sie. Den Bach hernieder
Ziehn auch sie — und hinterdrein in Nebeln
Wirbelt es und ballt sich und verdunstet —
Stille dann — aufrauscht die Kidronwelle.

Da erhebt sich Jonathan: „O, Thor ich!
Um des Geistes gleißende Phantome
Will ich meiner Jugend Glück verkaufen?
Nein! Beim Himmel, nein! Mein Recht heißt leben!
Rings aus tausend Bächen quillt die Freude,
Und mit tausend Armen winkt die Welt mir —
Nimm mich hin, du holde Daseinsfülle!
Schaltet frei, entjochte Sinne!"
Leise
Wie ein Hauch geheimer Klage weht es
Durch Gethsemane, den stillen Garten:
Wer am höchsten strebt, der fällt am tiefsten.

VIII.

Ueppigste du von Judäas Städten,
Welch ein Branden, welch ein volkreich Wogen,
O Jerusalem, auf deinem Markte!
Stolzer Markt bist du des Orientes.
Was die durst'gen Sinne speist mit Labung,
Was verschwenderisch Natur gespendet,
Was zur Lust des Menschen Geist ersonnen,
Jeder Ueberfluß des reichen Lebens
Mündet, wie zum Ozean die Flüsse,
Hin zu dir in ungezählten Wogen:
Duft'ge Kräuter bringt dir der Araber,
Purpurne Gewande der Phönizer,
Gold und edeles Gestein der Syrer,
Datteln und des Cyprers süße Weine
Dir das Schiff vom Strande der Levante,
Und Erfüllung winkst du jedem Wunsche.

Alles ringt nach Reiz und buntem Schimmer,
Alles in der Stadt der Karawanen
Nach des Lebens märchenhafter Fülle —
Doch das Kind der Fülle ist — die Sünde.
Sohn der Hirten, Jonathan, schau' um dich!
Glaubst du noch an Menschenwürde? Siehe!
Eine Metze ist die Tochter Zions!
Sieh! Verbuhlten Blicks, den Leib entgürtet,
Mitten auf dem Markt steht die Versuchung,

Und thalauf, thalab, entblößt die Brüste,
Schweift entgöttert das berauschte Laster.

— — — — — — — — — — — —

Wochen schwanden hin und lange Monde —
Ha, wer ist der Jüngling dort im Turban?
Seid'nen Kaftan trägt er, goldne Ketten,
Prunkvoll wie ein Kaufherr von Damaskus,
Doch im Blicke schläft's wie Ueberdruß ihm,
Schal, wie Hefe aus durchschwärmten Nächten;
Und die sengend einst die heiße Sonne
Auf der Au am Heimatsee gebräunt hat,
Bleich von Lieb' und Lust ist ihm die Wange.
„Bruder!" rufen ihn halbtrunkne Schwelger,
Die in schatt'gen Hallen an der Straße
Glutwein der Vulkane schlürfen. „Liebster!"
Ruft ihn die äolische Hetäre,
Die vom prächt'gen Smyrna abenteuernd
Herkam nach Judäa. „Hör' doch, Liebster,
Bist schon müde, Jonathan?" Er aber,
Satten Auges schreitet er vorüber.
Keine Schenke frommt ihm mehr; ihn locken
Nicht mit Lautenspiel und wilden Tänzen
Karawansereien und Bazare.
„Wehe!" ruft er, „weh! — ein Riß, wie höhnend,
Zieht zerklüftend sich durch alles Leben."
Und gesenkten Hauptes durch die Palmen
Gen Moria wallt er hügelaufwärts.

„Hör' mich, der du in den Wolken wohnest:
Ach! wer tief bereut, schwingt sich am höchsten."

IX.

Welch ein Ruheatmen in den Höhen,
Welch ein Andachtwehen in den Wipfeln,
Wo Jehovahs stolzer Tempel aufragt!
Blauer über'm goldnen Kuppeldache
Blauen rings die ätherblauen Lüfte.
Tiefer in der heil'gen Gottesnähe
Tieft sich rings die abgrundtiefe Stille.

Durch die Marmorpracht der Säulenhallen
Schreitet Jonathan; er zagt und zögert
Schuldbewußt, und scheuen Fußes tritt er
Auf die Schwelle. Noch ein Schritt — im Tempel
Steht der Sündige; es zieht ihn vorwärts,
Und die Brust voll namenlosen Bangens,
Wirft er reuvoll am Altar sich nieder.

„Der ich Wahrheit suchte, Herr, im Wissen
Und der Unrast Stillung im Genusse,
Weh! der Sünde Pfad bin ich geschritten.
Schuldbeladen lieg' ich hier im Staube —
Lächle mir Erbarmen, o Jehovah,
Gib, Allmächtiger, mir deinen Frieden!"

Und voll Inbrunst faltet er die Hände,
Senkt die Stirn zur Erde im Gebete,

Und es gießt der Gott auf seine Lider
Süße Labung traumerfüllten Schlafes.
Da — dasselbe Bild, das ihm am Jordan,
Als er aus der Heimat schied, genahet,
Wieder tritt es freundlich ihm entgegen,
Und mit Rührung tränkt es ihm die Seele.
Ja, Naëmi ist's, die Pflegeschwester,
Seiner Kindheit liebliche Gespielin.
Wieder grüßt sie ihn mit sanften Mienen,
Wie ein Cherubim im Sonnenglanze,
Und sie winkt ihm, winkt ihm — da erwacht er.

„Welch ein Schauen!“ ruft er, „welche Wonnen!
Welchen Glückes ungeahnt Erkennen!
Wahrheit wissen ist nicht Zweck des Lebens —
Rein empfinden ist der Erde Höchstes.
Mußt' ich ruhlos in die Ferne pilgern,
Um zu sehn, wie nah' dem Glück ich wohnte?
Habe Dank, du milder Gott Morias!
Neuen Lebens folg' ich deinem Finger,
Und gen Norden lenk' ich meine Schritte.
Die ihr in den lichten Höhen wandelt,
Sanfte Sterne, führt mich gen Bethsaida!“

X.

Weg zur Heimat, o du Weg der Wonne!
Schön ist jede Blume, die dich schmücket,

Schön ist jedes Feld, das dich umgrünet.
Vöglein, die in deinen Bäumen nisten,
Schlummerlieder singen sie dem Schmerze,
Und den Quell, der deinen Staub berieselt,
Dankbar segnet ihn der Blick der Liebe.
Weg zur Heimat, o du Weg der Wonne,
Pfad der Hoffnung bist du, Pfad des Trostes.

Und den Weg zur Heimat wandert wieder
Jonathan im schlichten Hirtenkleide,
Wandert rastlos, wandert sieben Tage,
Bis am achten ihm durch Palmenkronen
Winkt der See Genezareth. Nun grüßt ihn
Seiner Väter trautes Dach. Dort aber,
Wo des Jordans heilige Gewässer
Jäh erbrausend in die Tiefe fallen,
Rastet in des Oelbaums kühlem Schatten
Daniel, der Hirte von Bethsaida.
Sieh! und ihm zur Seite — zweimal schaute
Jonathan im Traum sie, aber heute,
Höchster! wie viel schöner ist sie heute!

„Vater, Vater, mein geliebter Vater!
O, Naëmi!"
Freudig in die Arme
Schließt der Alte ihn. „Du kehrtest wieder!
Wußt' ich's doch! Und kehrst du schuldlos?"
„Vater!
Wer am höchsten strebt, der fällt am tiefsten,
Doch wer tief bereut, schwingt sich am höchsten."

Und der Alte legt die Stirn in Falten
Und beginnet ernsten Klangs die Rede:

„Heil dir, Jonathan, geliebter Knabe,
Heil dir, daß du solches Wort gesprochen,
Weil es Sonne mir nach Nacht bedeutet!
Heil dir!“ Und er zögert eine Weile.
„Siehe hier, die einst du Schwester nanntest — —“

„Schwester? Nein, sie ist mir mehr!“
Und flammend
Wendet da zur Jungfrau sich der Jüngling;
An die Brust zieht er die Hocherglühte,
Und den ersten Kuß der Liebe tauschen
Beide — doch sie segnend spricht der Alte:

„Tief im Kampfe steht des Menschen Leben.
Selig, wer in Einsamkeit sich flüchtet,
Einem edlen Drang gehorchend. Selig,
Wer, durch Tugend schuldlos oder Reue,
Aus dem Kampf ein reines Herz sich rettet!“

Ernst Ziel.

Die Schöpfung des Weibes.

(Litauisches Motiv.)

Als Gott der Herr mit mächt'gem Werde!
Geschaffen Sonne, Mond und Erde,
Die Bäum' und Pflanzen, Duft und Bluſt,
Da hat er sich zu sondrer Luſt
Geschaffen einen prächt'gen Garten.
Drin ſtanden Bäume aller Arten,
Reich an der wonneſamſten Frucht;
Entzückt hat ſie der Herr verſucht:
„Von allem, was mein Odem blies,
Iſt 's Schönſte doch mein Paradies!
Nur Eins hätt' ich nicht ſchaffen ſollen,
Die Vögel nicht, die unheilvollen,
Die freche Brut — ſchau' nur die Spatzen,
Die ſtehlen ärger als die Katzen,
Die andern Vögel machen's nach.
Es iſt doch wahrlich eine Schmach,
Wie ſie den Kirſchbaum mir beſtohlen!
Die ſchönſten Trauben gehn ſie holen,
Kurzum, ſie plündern hin und her,
Als ob die Welt ihr Eigen wär'.
Dem Unfug ſetz' ich bald ein Ziel!"

Und sieh, dem hohen Herrn gefiel,
Aus Lehm ein Menschenbild zu machen,
Das ihm den Garten sollt' bewachen;
Er blies ihm Atem ein und Mut
Und übergab ihm dann die Hut,
Erteilt' ihm auch viel kluge Lehren,
Wie Vögel zu verscheuchen wären
Mit Händepatschen, lautem Singen;
Er zeigt' ihm Sprenkel auch und Schlingen,
So daß, kaum alt ein Vierteljahr,
Adam schon Vogelsteller war.

Es hütete mit allem Fleiß
Der erste Mensch das Paradeis,
Doch wie er patscht' und sang und wachte,
Das lose Volk nur drüber lachte —
Daß Vögel lachen, dürft ihr glauben,
Es lachen heut ja noch die Tauben —
Hat er's im Norden jetzt verscheucht,
Sofort es nach dem Süden fleucht
Und stiehlt und frißt nach wie zuvoren.
Der Wächter kratzt sich hinter'n Ohren:
„Was mach' ich nur, ich armer Tropf?"
Bei Tag zerbricht er sich den Kopf,
Da kommt's ihm plötzlich über Nacht:
„Ich mach' es, wie's der Herr gemacht!
Daß ich allein nicht renn' und keuche,
Schaff' ich noch eine Vogelscheuche.
Dort liegt ja Lehm — weiß Gott, es glückt!"

Fest wird geknetet und gedrückt,
Und in nicht allzulanger Frist
Ein zweiter Mensch gebacken ist,
Zwar ohne Geist, mit toten Augen,
Mocht' doch als Vogelscheuche taugen;
Es fürchteten sie Spatz und Meise
Und machten bald sich auf die Reise,
Daß von der leid'gen Vögelschar
Der Garten fast gesäubert war.

Als einst der Schöpfer wiederkommen,
Hat er vergnügt das Ding vernommen:
„Nein, solchen Spaß erlebt' ich nie —,
Mein Adam ist doch ein Genie!
Kaum daß ich mir erschuf den Affen,
So juckt's ihn selber zu erschaffen.
Das Püppchen ist ihm ja gelungen,
Als wär's aus meiner Hand entsprungen,
Und wenn ich's recht betrachte, mein!
Es könnte fast nicht schöner sein.
Ich blas' ihm gleich das Leben ein."

Der Schöpfer blies, und sieh, da springt
Das Püppchen auf und lacht und schlingt
Um Adam gleich den ros'gen Arm,
Dem Adam wird es auch so warm:
Es gibt ein Lachen und ein Scherzen;
Es gibt ein Jubeln und ein Herzen,
Ein Stammeln, Lallen — und zum Schluß
Erfand das Pärchen gar den — Kuß.

So jubelten „in Erdenschranken"
Des Herrn „zwei lieblichste Gedanken"[1]);
Der gute Schöpfer lachte laut:
„Gegrüßt seid Bräutigam und Braut,
Gegrüßt seid bald als Mann und Weib,
Das heißt: ein Geist und auch ein Leib!
Nun ist es erst die rechte Welt,
So hab' ich mir sie vorgestellt
Von Anbeginn. Mit seinen Kniffen
Hat mir der Schelm da vorgegriffen
Und schuf sich selbst ein Weiblein. Traun,
Sähst gern wohl mehr solch schöner Frau'n?
Die Wonne will ich dir gewähren:
Wie Sand am Meer sollt ihr euch mehren;
Doch meine Schöpfung stets zu ehren,
Vor jedem Schaden sie zu hüten
Vor allem Bäume, Frucht und Blüten,
Das, Kinderlein, vergeßt mir nie —
Mein Adam ist doch ein Genie!"

*   *
*

Es war vom Herrn wohl klug und weise,
Als er aus seinem Paradeise
Vertrieb der Vögel lose Schar;
Warum hat jenes erste Paar

---

1) Goethe im Diwan, Buch der Parabeln.

Nicht auch die Schlangen ausgetrieben?
Es wäre ruhig dort geblieben;
Und wir die Enkel lebten froh
Wie einst der König Salomo.

Alexander Kaufmann.

Das Ständchen.

Ob man es glauben mag, ob nicht —
Nicht allen Leuten scheint das Mondenlicht
Gleich hell. Am hellsten schien's jedoch
Von je verliebten Leuten noch,
Im Gegensatze zu den Dieben,
Die überhaupt das Mondlicht gar nicht lieben
Und auch nicht brauchen, denn für sie sind ja
Bekanntermaßen Diebslaternen da.
Man sagt auch, daß der Mond nicht aller Orten
Gleich lieblich scheine. Nach den Worten
Erfahrner Reisender soll namentlich
Venedig und Neapel sich
Durch ganz besonders schönen Mondenschein
Auszeichnen. — Nun — das mag ja sein.
Doch schöner kann er wohl unmöglich scheinen,
Als er im Frühling einst in einem kleinen
Reichsstädtchen schien, in einem Städtchen, wo
Man weder Pferdebahn noch Gas,
Doch Erkerchen an jedem Haus besaß,
Wo noch von jedem Dach als Hausstandarte
Ein rostig Eisenfähnchen knarrte
Und Zwiesprach mit dem Eisenklopfer pflog,
Der sich verschnörkelt an der Hausthür bog.

Dergleichen konnte man vor vierzig Jahren
Weit öfter sehn, als jetzt; die Häuser waren
Noch häufig dazumal, wo jeder Stein
Bei solchem hellen Mondenschein
Zu sprechen schien und Märchen aufzusagen
Aus seines alten Hauses Jugendtagen.
Nun, vierzig Jahre mögen's etwa sein,
Da sah man einst im hellen Mondenschein
Ein halbes Dutzend fröhlicher Gesellen
Sich auf dem Marktplatz in Bereitschaft stellen.
Sie trugen Klarinetten, Flöten, Geigen
Und schlichen in geheimnisvollem Schweigen
Durch finstre Bögen aus den Gassen her,
Bis an den alten Brunnen, der
Aus einem Eisenmaule Wasser spie.
Ein schlankgewachs'nes Bürschlein führte sie;
Fast sah er aus wie ein Studentenblut,
So jugendlich und so voll Uebermut,
Obgleich er als geprüfter Praktikant
Beim Landgerichte schon im Dienste stand.
Als das Orchester nun bereit war, gab
Mit einem Dirigentenstab
Der Praktikant ein Zeichen: da begannen
Die schönsten Zauberklänge durch die Nacht
Zu fluten, daß ob solcher Pracht
Sogar die Brunnenwasser leiser rannen.
Die Scheiben klirrten auf; an allen Fenstern
Erschien es weißbemützt gleich Nachtgespenstern.

Ein Fenster nur, das bleibt beharrlich zu.
O armer Musikmeister du,
Du kennst es wohl, im Bürgermeisterhaus
Das Fenster — Niemand grüßt dich heut heraus,
Aus jenem Fenster, wo tagaus, tagein
Des strengen Bürgermeisters Töchterlein,
Die blonde Hildegard, zu sitzen pflegt!
Ihr Wiegenfest ist heute — darum schlägt
Der Praktikant da drunten auf dem Platz
Den Takt und seufzt hinauf zu seinem Schatz.
Nun — endlich wird es droben Licht!
Doch ach — die schöne Hildegard ist's nicht!
Statt ihres süßen Goldgelockes zeigt sich
Des Bürgermeisters feistes Angesicht;
Das stadtgewalt'ge finstre Haupt, es neigt sich
Weit vor; dann hört man, wie was donnernd spricht:
„Was ist das für ein Unfug? Wollt ihr gleich
Mit euerem Gedudel fortmarschieren!
Nachtwächter, her! Macht fort! Sonst lass' ich euch
Gesindel miteinander arretieren!"

Mit schriller Dissonanz schließt die Musik;
Die Künstler ziehn sich voller Hast zurück;
Der Rädelsführer bleibt noch, blitzgetroffen,
Ein Weilchen stehn; er sieht das Fenster offen
Und die geballte Bürgermeisterfaust;
Aus jedem Fenster kichert's laut; ihm graust;
Was will er noch? Sein Urteil ist verkündet;
Er schlägt den Mantel um sich und verschwindet.

Den Brunnen aber und das Haus am Platz,
Das sah er wieder erst nach vierzig Jahren;
Denn andern Tages war er ohne Schatz
Zum Thore mit der Post hinausgefahren;
Den Traum der Jugend hatt' er in den Gassen
Des Städtchens still und stumm zurückgelassen.
Jetzt, nach Jahrzehnten führt den reifen Mann
Der Zufall wieder her, der alles kann.
Wie anders ist es jetzt! Zum Staatsminister
Ward der voreinst so wind'ge Praktikant;
Tot sind die meisten jener Kleinphilister,
Die er in diesem Städtchen einst gekannt.
Am Fenster seines Gasthofs in Gedanken
Steht er, und durch des Weinlaubs grüne Ranken
Schaut er hinunter in die Mondscheinpracht;
Der Brunnen plätschert wieder durch die Nacht
Wie dazumal, da hier gesungen ward.
Doch an dem Fenster, wo schön Hildegard
Einst saß, sitzt wiederum ein schönes Kind
Mit blondem Lockenhaar und träumt und sinnt.
Ist's wohl die Tochter, denkt er, oder gar
Die Enkelin? Mit einem Seufzer streicht
Der alte feine Herr sich durch das Haar.
Das ist vom Sturm der Zeiten früh gebleicht;
Und durch sein Sinnen zieht verklung'nes Glück
Wie süße längstvergessene Musik.

M. Haushofer.

Konradins Knappe.

„Auf diesem kurzen Bergesrasen hier
Vor wenig Monden saßen bechernd wir,
Er und das Edelvolk in hohem Raum,
Und drüben war Italien wie ein Traum.

„In diesem Passe lagen wir gestreckt,
Der Staufe hat mich minniglich geneckt:
Nicht blöde, Hans! Sprich! Was begehrst du gleich?
Ich gebe dir's in meinem Königreich.

„Nun klomm die Fahrt an Wänden schwarz und kahl,
Wo ich der Mutter Gottes mich befahl;
Noch eh' ich Amen sagte, glitt das Tier —
Der Staufen und die Sinne schwanden mir.

„Dann siecht' ich im Hospize fieberbang,
Wo ich verzweifelnd mit den Mönchen rang,
Ich focht und schrie: Dem jungen Staufen nach!
Bis übermannt ich jäh zusammenbrach.

„Jetzt schlepp' ich jeden Tag mich hier empor,
Wo ich den Staufen aus dem Blick verlor,
Genesen ist der Leib, die Seele schmerzt,
Denn all mein junges Glück hab' ich verscherzt.

„Und zög' ich heute, käm' ich doch zu spät,
Schon krönte sich die holde Majestät,
Das Edelblut empfing den Ritterschlag,
Ich aber fluche meinem Unglückstag!"

Ein Knechtlein kommt bergüber. „Gib Bescheid!
Der Staufenknabe thront in Herrlichkeit?"
— „Ja, Herr. Er litt gemach den Todesstreich
Und thront getröstet nun im Himmelreich!"

Conrad Ferdinand Meyer.

Der Kaiserſohn.

Mit dem Vater hergefahren,
Lag Marylla vor Paris;
Schöner keine Augen waren,
Und es war kein Mund ſo ſüß.

Sieben Heidenfürſten ſanken
Vor der Spröden auf das Knie:
Mehr der Siechen, mehr der Kranken
Sah das weite Lager nie.

Selbſt des Chriſtenheeres Ritter
Litten, von der Pein erfüllt,
Mancher büßte todesbitter
Seine Sehnſucht, ungeſtillt.

Von dem Streite kehrten wenig
Aus der Mohren Klingen heil;
Alle trugen mit dem König
In der Bruſt denſelben Pfeil.

War ein Jüngling jene Tage,
Niedrig zwar, doch hochgeſinnt,
Ja ihn nannte ſelbſt die Sage
Ein vertauſchtes Kaiſerkind.

Florus war der Fant geheißen,
Hörte Der mit Wonneschall
Ganz Paris die Schöne preisen,
Ihren Namen überall.

Von der lichten Augenweide
Drang zu ihm auch bald die Mär',
Dachte sich in seinem Leide:
Wenn ich nur ein Ritter wär'!

Rostig in des Vaters Hause
Stand ein Schwert und krummer Spieß,
Nie geritten je im Strauße
Eine Mähre überdies.

Spinnweb lag auf Helm und Waffen,
Rußig war das Eisenkleid,
Doch, zum Rittersmann geschaffen,
Macht ihm das nur wenig Leid.

„Vater, leiht mir diese Wehre,
Leiht mir nur für heute sie!
Schauen muß auch ich die Hehre,
Huld'gen ihr auf meinem Knie."

„„Fant, was kommt dir da zu Sinne?
Laß von dieser Thorheit ab!
Einer hohen Königinne
Dient nicht so ein nied'rer Knab'.""

Aber heimlich noch im Dunkel,
Stahl der Knab' sich aus der Stadt,
Seines Panzers matt Gefunkel
Nirgend ihn verraten hat.

Draußen vor den stillen Thoren,
Auf dem grünen Schlachtenplan,
Rannten ihn ein Dutzend Mohren
Auf den Berberrossen an.

Hieb sie nieder, trotz der Bärte
Wurde ihrer Herr der Fant,
Traf im Fluß die rechte Fährte,
Schwamm hinüber, unverwandt.

Früh am Tag mit ihrem Hofe
Saß Marylla vor dem Zelt,
Plötzlich kreischte eine Zofe:
„Was kommt da doch für ein Held?

„Hei! wie schimmert dem die Haube!
Hei! wie ihm der Küraß blinkt!
Die Schabracke strotzt vom Staube!
Hei! wie seine Mähre hinkt!“

In ein hell Gelächter brachen
All die schönen Frauen aus:
„Laßt ihn kommen, laßt ihn wagen,
Und ihn schicken zahm nach Haus!“

Kam das Bürschlein hergeritten,
Stieg vom Sattel, neigte sich,
Kühn in der Betroff'nen Mitten
Stund der Werber ritterlich.

Was erbleichen deine Wangen,
Was erröteſt du, Maryll'?
Kann es ſein, daß ihn empfangen
Deine ſtolze Schönheit will?

Daß ſie ſeiner ſich erbarme,
Künden ihre Lippen ſchon,
Liebend ſchlang ſie ihre Arme
Um den jungen Kaiſerſohn.

Martin Greif.

Aus alter Zeit.

I.

Hochgericht.

Im Tannengrund bei kühlem Quell
Ruhn Herr und Knecht vom Jagen:
„Was sinnst du grämlicher Gesell?“
So that der Junker fragen.

Der Bursche drückt den grünen Hut
Tief in die breite Stirne:
„Mein Mädel, Herr, war treu, war gut,
Nun wurde sie zur Dirne.

„Ein Schuft hat sie dazu gemacht;
Wie lohnt man solche Thaten?
Darüber hab' ich nachgedacht;
Herr — könntet Ihr mir raten?!“ —

Es lacht der Junker: „Bei Sankt Just,
Der Rat ist leicht gegeben.
Die Klinge leg' ihm an die Brust
Und stoße nicht daneben!“

Da greift der Andre nach dem Schwert,
Sein Auge sprühet Flammen:
„Herr! Euer Rat ist goldeswert,
Herr! nehmt Euch nun zusammen.

„Woselbst Ihr steht, dort steht der Schuft!“
Der Junker springt vom Grunde;
Vor scharfen Streichen bebt die Luft,
Ihn wirft die Todeswunde.

Dann wird es still — doch steigen bald
Aus Baum- und Felsenspalten
Die Krähn und rufen durch den Wald:
Hier ward Gericht gehalten!

II.

Kampfespreis.

Schon war des Königs Arm erschlafft,
Er läge kalt gebettet,
Hätt' nicht die todesmut'ge Kraft
Des Ritters ihn gerettet.

„Wie lohn' ich's dir, vielwerter Held,
Daß du gewahrt mein Leben?
Sag' an — was deinem Sinn gefällt,
Sag' an — ich will's dir geben!“

Der junge Kämpe senkt das Schwert,
Es klirren rings die Waffen:
„Mein König, was dies Herz begehrt,
Dein Machtwort kann's nicht schaffen!

„Gebroch'ne Treu, zerstörtes Glück,
Das bringt uns keiner wieder —
Gott selber gäb's mir nicht zurück,
Stieg' er vom Himmel nieder.

„Er leihe deinem Thun Gewinn,
Dich, König, laß er siegen;
Mir aber wird nach meinem Sinn,
Siehst du mich sterbend liegen!"

III.

Der sieche Ritter.

„Mein Bursch, was soll des Hornes Klang
Und das Gelärm der Meute?"
„Mein Herre, 's ist der Waidgesang,
Hell grüßt ihn ihr Geläute."

Der sieche Ritter ballt die Faust:
„Nun reiten sie von dannen!
Die Sonne lacht, der Wildbach braust,
Der Wind fegt durch die Tannen.

„Ich führte sonst den kecken Hauf
In Anger, Wald und Aue —
Nun lieg' ich da —: Bursch, hilf mir auf,
Daß über's Land ich schaue!

„Hallo! wie sich's bewegt und rührt
Im moosigen Gehege, —
Schon haben sie dich aufgespürt,
Feisthirsch — such' deine Wege!

„Zum Windbruch drängt ihn, drängt ihn her
Zur Lichtung, wackre Rüden,
Dort habt ihr Raum, dort trifft der Speer
Den Edelhirsch, den müden.

„Waidwund! du stolzes, starkes Tier,
Dein Herzblut färbt die Halde. —
O könnte sterben ich gleich dir
Im sturmgepeitschten Walde.

„O könnt' mein Blut so warm und rot
Aus schöner Wunde dringen!
Mich aber soll der kalte Tod
Mit feiger Hand bezwingen."

Sophie Waldburg.

Kaiser Max.

Habt Dank, Herr Abt Trithemius,
Ihr habt es gut gemeint,
Ihr wolltet still'n der Thränen Fluß,
Die sehnend ich geweint,
Ihr wolltet durch geheime Macht
In mitternächt'ger Stund'
Herzaubern mir, die ich geliebt,
Die sterbend mich so sehr betrübt,
Maria von Burgund.

Sagt an: Was soll ein Schemen mir,
Verschwindend an der Wand,
Der ich des blüh'nden Leibes Zier
In süßer Lust umspannt;
Mit Grausen würde füllen mich
Der Spuk, entstammt der Gruft,
Wenn ich, aufs neu' von Liebe warm,
Ausstreckte nach ihr heiß den Arm
Und faßte leere Luft.

Viel schöner, als des Zaubers Macht
Sie je beschwören kann,

Ruht tief ihr Bild im Seelenschacht,
In der Erinn'rung Bann;
In stiller Stunde, traumversenkt,
Schaut sie der inn're Sinn,
Entrückt des flücht'gen Lebens Hast,
Strahlt sie ihm ewig unverblaßt
Als schönste Königin.

Ich seh' sie reiten neben mir
Vom Alpensturm umsaust,
Am Hut der Reiherfeder Zier,
Den Falken auf der Faust;
Anlacht mich ihrer Schönheit Glanz,
Und meiner Seel' ist wohl,
Die Firnen strahlen rosig schier,
Doch ros'ger strahlt ihr Antlitz mir
Im schönen Land Tirol.

Und wieder dann im Thal des Inn
Auf hohem Schloßaltan
Blickt sie mich an mit Schelmensinn,
Ich fühl' ihr zärtlich Nah'n;
Mir ist, gedenk' ich solchen Glücks,
Als rührt' ihr Atem mich,
Als spräche sie mit süßem Mund,
Wie oft sie that, aus Herzensgrund:
„Mein Max, wie lieb' ich dich!"

Ja, größte Zauberin der Welt
Ist starker Liebe Macht,

Die Lust, die je mein Herz geschwellt,
Tilgt nicht der Zeiten Nacht;
Und wer uns schuf das höchste Glück,
Das Herz hält stets ihn fest;
Und hätt' ihn längst der Tod entrückt,
Erinn'rung feiert hochbeglückt
Ein ew'ges Liebesfest.

Albert Möser.

Die Campbells kommen.

(Aus alter Zeit.)

Amme, liebe Amme, weine nicht,
Gut wird noch alles gehen —
Der Bruder kam im Mondenlicht,
Hast du ihn nicht gesehen?

Er sprach: „Ich komm' aus dem heißen Sand
Mit meinen zwanzig Wunden,
Ellen, wir kehren ins Vaterland,
Du mußt nun schnell gesunden.

„Ich hab' im Grab den dröhnenden Tritt
Von unsren Hochländern vernommen,
Der Vater führt sie in Sturmesschritt;
Ellen, die Campbells kommen!"

Hörst du nicht, Amme? Sie ziehen heran —
Den Dudelsack hör' ich im Winde —
Die Campbells kommen, der Vater voran —
Zu Hilfe! Geschwind! O geschwinde!

Der Bruder sagt, ist der Vater erst hier,
Ist alles ungeschehen,
Es wäre dann nur ein Traum von mir,
Was Gräßliches ich gesehen.

Es wär' nur — ach, Amme, sie fassen mich an!
Sie metzeln den Bruder nieder —
O Gott! Was haben sie mir gethan —
Wie sieht mich der Vater wieder! . . .

Sie fuhr empor, sie sprang hinaus —
Da klang es: die Campbells! im Winde.
Da stürmten die Campbells — ein Greis voraus
Zu seinem sterbenden Kinde.

Carl Lemcke.

Morgen vielleicht.

Der Winterabend bricht früh herein,
Im Wartsaal flackert der Lampen Schein;
Dort wartet, seit'es Mittag schlug,
Eine Frau schon auf den Abendzug;
Ihr Auge trüb und unstät irrt,
Sie seufzt: „Ob er wohl kommen wird?
Und wenn er heut mich nicht erreicht —
Morgen vielleicht.“

Das Dampfroß schnaubt, das Glöcklein tönt,
In die Bahnhofhalle der Schnellzug dröhnt;
Glutwolken qualmen sprühend rot
In eisige Nacht aus heißem Schlot. —
Die Frau sucht ab die Wagenreih',
Ob er noch immer nicht dabei,
Und spricht — indes die Wange bleicht —
„Morgen vielleicht.“

Nur fremde Leute steigen aus,
Nur er, nur er kommt nicht nach Haus!
Das Volk verläuft, die Hall' ist leer;
Vom langen Spähen müd und schwer,
Fragt zögernd sie den Schaffner dann:
„Kehrt noch nicht heim mein teurer Mann?“
Der mitleidvoll die Hand ihr reicht:
„Morgen vielleicht!“

Die Pfeife gellt, das Glöcklein tönt,
Aus der Bahnhofhalle der Schnellzug dröhnt;
Das Dampfroß Rauch und Funken speit
In den Schnee, in die Nacht, in die Einsamkeit;
Und wie es Reif und Nebel hüllt,
Ihr Auge sich mit Thränen füllt,
Nach starrt sie dem Zug, der brausend streicht —
„Morgen vielleicht.“

So wankt sie viele Jahre schon
Allabendlich zur Bahnstation,
So lebt sie nur dem Einen Wahn,
Heimkehr' ihr Gatte auf der Bahn,
Der längst verunglückt mit dem Zug. —
In hoffnungsholdem Selbstbetrug
Sie tröstet sich und heimwärts schleicht:
„Morgen vielleicht.“

Und nimmer ward der Weg zu lang
Der Greisin zu dem Schienenstrang;
Und Jahre kommen, Jahre gehn
Ohne Wiederkehr, ohne Wiedersehn!
Doch niemand ihr den Glauben nimmt,
Der still in ihrer Seele glimmt. —
Gott mach' ihr Scheiden sanft und leicht!
Morgen vielleicht.

Heinrich Vierordt.



Gedichte verschiedenen Inhalts.

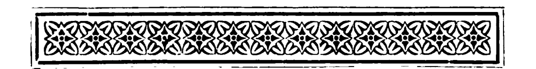


F. A. v. Kaulbach pinx.



F. A. v. Kaulbach pinx.

Der Spaziergang.



Friede und Kampf.

Zuviel, ach allzuviel ward mir des Haders,
Des häßlichen, im wüsten Lärm der Stadt!

Da streitet Alles, unschön, wild, verworren!
Kampf, Zwietracht, Zank, wohin das Auge blickt:
Unfriedlich trennten Kaiser sich und Kanzler,
Im Osten hebt die Geißel der Kosak,
Im Westen harrt, das Messer in dem Gürtel,
Der Turko auf den Kriegsschrei. — Immer noch
Schilt Doktor Luther Rom, Rom Doktor Luther,
Der Bauer und der Städter streiten sich
Ums liebe Korn, die heil'ge Frucht der Erde:
Ja um die schwarze Kohle tief im Abgrund
Wird bitter Krieg geführt. — Und der Gelehrte
Zankt laut mit dem Gelehrten: leider nicht um
Die Wahrheit — um den Ruhm und Lohn der
Wahrheit.
Da will ein Haufe treiben aus der Schule
Homer und Sophokles, ein andrer gar
Die Schönheit werfen aus der Kunst, die nur
Des Tages ekeln Abklatsch spiegeln soll.

Und andre dreschen neu das alte Stroh,
Das oft gedroschne, von der Freiheitphrase,
Ob sich ein bißchen wen'ger oder mehr
Läßt drücken aus den müden Paragraphen.

Doch in den Zank dröhnt der Verblendeten
Schon unheilvoll von Straße her und Werkstatt
Das Drohn der Riesen, welche, siegsgewiß,
Den Tag vorahnen, da sie aus den Tiefen
Empor mit rauchgeschwärzten Häuptern steigen
Und unsre ganze Lichtwelt niederreißen,
Dies von so mancher Schuld befleckte Walhall! —
Mit uns sich selbst in ungeheurem Sturz
Begrabend unter der Zertrümmerung
Von allem, was je Menschen heilig war:
Denn ach! aus dieser Götterdämmerung
Steigt niemals eine neue Welt: — das Chaos
Und die Vernichtung sind des Kampfes Ausgang!

Hinweg aus all dem Streit! Hinaus! Empor
Zu meinen alten Freunden: zu den Bergen! —

Wie herrlich und wie friedlich ragen sie!
Vorab du, wunderholde Mendola,
Die zwischen Deutschland und Italia du
Wie sinnend stehst, das Haupt hinab geneigt
Zum schön'ren Süden! O wie gut ist's hier!
Drei Schritte von dem wirtlichen Gelaß —
Und schon umfängt mit Rauschen dich der Bergwald.
Der Bergwald! Wenig nur von Menschenhand

Gestreift: im Urwald magst du hier dich wähnen.
Wie lieblich ist's, auf weichem Moos gelagert,
Die Blicke schweifen lassen unverschränkt
Vom Großvened'ger und Großglockner dort
Im Ost entlang die ganze stolze Kette
Im Kreise bis im West zum Cevedale!
Beschwichtend wirkt auf den verstörten Geist
Der Zauber dieser festgezognen Linien
In friedevoll erhabner Majestät!

Und diese Stille rings in Berg und Thal!
Der blaue Aether flimmert um dich her,
Darin Libellen unbeweglich schweben: —
Ein sanftes Säuseln durch die Lärchenwipfel: —
Sonst alles, alles still — vollkommen — friedlich! —

Hier ist es ja, das Eden, das ich suchte.
Ja, auf den Bergen wohnt und herrscht der Friede!
„Vollkommen ist die Welt allüberall,
Wohin nicht dringt mit seiner Qual der Mensch!"
Hierher dringt nicht der Haß, der Kampf, der Schmerz!

Horch'! Ich erschrecke! Horch'! Welch schriller Schrei!
Dort aus dem Blau, das erst so friedlich glänzte, —
Mit lautem Gierschrei stößt der wilde Weih:
Er schlägt den Hänfling auf der Lärche Wipfel:
Schrill klagt der Weheruf des Sterbenden. —

O weh! Weh mir! Es ist ja all nicht wahr!

Der eine Schrei zerstört mir Traum und Wahn
's ist eitel Täuschung, was der Dichter sang:
Kein Friede — Kampf auf Tod und Leben herrscht
Auch hier, in höchster Bergeseinsamkeit,
Fern, fern den Menschen: Haß und Kampf und
Schmerz.
Ach, überall im Umkreis der Natur.
Ich wußt' es ja! Wie konnt' ich's nur vergessen?
Der Kampfschrei und der Sterbeschrei: — sie haben
Mir Ohr und Auge furchtbar aufgethan.

Zu meinen Häupten, in dem Wildrosbusch,
Wie mordbegierig stürzt die Spinne sich
Im list'gen Netz auf die gefangne Fliege!
Zu meinen Füßen reißt der Scarabäus
Den nackten Wurm in Fetzen! Die Libelle,
Die harmlos sich im Licht zu baden schien,
Sie lauerte — nun schießt sie auf die Mücke! —
Die Schwalbe selbst, der Göttin heil'ger Vogel,
Nicht, sich des Flügelschwungs zu freuen, schwirrt sie:
Sie jagt, sie mordet! — Und in Eifersucht
Ums Weibchen — wie auf Paris Menelaos! —
Stürzt Buchfink sich auf Buchfink. Einer stirbt.
Ja, dort, im tiefsten Tannicht — auf dem Roën —
Fand man zwei starke Hirsche — in Gerippen!
Sie hatten um die schlanke Hinde sich,
Die staunend harrte, wem der Sieg sie schenke,
So mörderisch bekämpft in blinder Wut,
Daß die Geweihe unentwirrbar sich

Verschlangen ineinander, bis sie elend
Dem Hunger und dem gier'gen Fuchs erlagen, —
Indes die Hinde zu dem dritten lief! — —

Jedoch vielleicht — sei's um die Tiere! — waltet
Der Friede bei den stummen, sanften Pflanzen,
Die's nicht nach Blut begehrt und heißer Minne!

O weh! Da kracht sie neben mir zu Thal,
Die starke Eiche, der das Lebensmark
Verräterisch der Epheu und die Flechte
Im Vorwand der Umarmung ausgesogen:
Ein Judaskuß wie jener auf dem Oelberg!
Dort hat die zarten, schwachen Anemonen,
Die in der Esche Schatten zag erblüht,
Das hohe Farnkraut mitleidlos getötet,
Wie an dem Quell der Schierling dort die Minze
Und von der Berberitze her der Rost
Des heiligen Getreides Halm zerstört! —

Streit, Krieg und Sieg des Stärkeren auch hier,
Die Pflanzen leben: darum kämpfen sie! —

Jedoch der tote Stein, der Fels der Berge?
Er greift nicht an und hat nicht abzuwehren!
Daher wohl stammt der feierliche Friede,
Der zu uns spricht aus diesen Formen? — Weh!
Da oben stürzt mit donnerndem Gepolter
Der rote Porphyrblock herab vom Joch,
Zerschlagend, was er trifft auf seinem Weg,
Zerschmetternd Lärche, Tanne, Zirbel, Föhre,

Die Alpenrose wie das Edelweiß,
Den bunten Falter wie die flinke Dechse,
Den dunkeln Schiefer wie den weißen Kalk:
Erbarmungslos zerstörend — — wie zerstört!
Denn ihm auch hat — dem Unverwundlichen,
So schien er sich und uns! — der Tau und Regen,
Den wie des Himmels Kuß er lechzend auffog,
Allmählich, ganz allmählich in dem Lauf
Von viel Jahrtausenden die Kraft zermürbt,
Wie Er dereinst in Glut und Dampf und Lohe,
Ein Feuerriese, aufgestiegen war
Von Grund auf stürzend, was ihn hemmen wollte.

Weh! Kampf und Streit im tiefsten Schoß der Erde,
Wie auf den Bergeshöhen — sternennah.

Ja, sternennah! — Einstweilen ist die Dämm'rung,
Die duftig ihren Schleier um mich her
So sanft, so friedevoll gezogen hatte,
Dem Abenddunkel ist sie nun gewichen:
Und siehe da, schon geht ob meinem Haupt,
Das ich in wildem Weh vom Moospfühl riß,
Schon geht ob meinem Haupte wunderbar
Der ew'ge Wandelschritt der Sterne hin.
Und sieh, ein Friede, höher, feierlicher,
Gottheiliger, als ihn die Erde kennt,
Umflutet mich geheimnisvoll von oben,
So kühl, ja kalt, doch auch so allvollkommen,
So unvergänglich rein, so ewig gleich!

Ja, was dem Menschengeist die Erde weigert, —
Das gibt der Himmel ihm, das Sternen-All,
Das ohne Kampf in immer gleichem Rhythmus,
Aeonenlang in ewigem Gesang
Die Harmonie der Sphären offenbart.
Da oben in den Sternen ist der Friede . . .

Weh mir! Da stürzt, hoch aus dem blauen Frieden,
Raketengleich ein Stern herab: — er platzt!
Rings sprühen rote Funken durch die Nacht,
Die Trümmer und die Fetzen einer Welt,
Wie dort den Wurm in Fetzen riß der Käfer.
Der Stern, o nein, der Splitter eines Sterns —
Erlosch und starb. — Und so sind Millionen
Von Sonnen und von Sternen schon erloschen,
Zersprengt, vom größern Stern erbarmungslos
Gerissen in die feurige Umarmung.
Es tobt am Himmel auch ein ew'ger Kampf,
Und Krieg geführt wird von den stillen Sternen.
Der Starke siegt, der Schwache muß erliegen,
Wie dort der Weih den armen Hänfling schlug.

Wohl ist es ein Gesetz, ein furchtbar großes,
Das die Natur und das den Geist beherrscht;
Doch dies Gesetz ist das des Friedens nicht!
Der Kampf, der Kampf ist das Gesetz der Welt!
Das Höchste bleibt das Heldentum der Kraft!
Entfalten will sich alles, was da kann:
Was möglich ist, das ringt nach Wirklichkeit;

Und ob wir Menschen gut, ob bös es nennen, —
Das Stärkere wird wirklich, weil's das Stärkre,
Das Heldentum wird zur Notwendigkeit,
Und die Notwendigkeit zum Heldentum.

Wohlan denn! Kämpf' auch du bis an das Ende.
Du bist ein Mann, so sei ein Held und lerne:
Das, was du suchtest, ist dem Weltall fremd;
Der Friede ist des Menschen Traum und Wahn,
Das Wesen und Gesetz der Welt ist Kampf:
Ob feig, ob tapfer, kämpfen mußt du doch!
So kämpfe — sonder Klage — bis du stirbst.
Und dann: stirb stumm und stolz auf deinem Schild!

Felix Dahn.

Ein steinerner Gast.

Du seltsamer Gast aus dem Morgenland
Von des Erdballs fernst entlegenem Rand,
Der nun meinen Tisch sich zur Ausrast erkor —
Du steinerner Kopf mit dem heiligen Ohr,
Mit vergoldeter Stirn und breitlippigem Mund,
Als gäb' er ein heimliches Lachen kund —
So stumm und so kalt, so grau und so alt,
Was siehst du aus blinzelndem Liderspalt
Mich an, o Buddha?
Zu Angkor-vat
In der endlosen Tempel-Trümmerstatt,
Da standest du so Jahrtausende lang.
Du sahst ihren kreisenden Wandelgang:
Der Urwald schwand, es stieg ins Blau
Zu deinen Ehren gigantischer Bau,
Und Völker um Völker wallten herzu
Und zogen in Ehrfurcht vom Fuße den Schuh
Und bogen die Stirn dir, und um dich erklang
Durch Weihrauch der Bonzen Näselgesang.
Du aber stumm ließt alles geschehn,
Du sahest das Kommen und sahest das Gehn:

Es nagte die Zeit am Felsengebein,
Zerfraß um dich her den zerbröckelnden Stein;
Es wankten die Säulen, es schwankte das Dach,
Und Türme zerbarsten mit dumpfem Gekrach;
Mit lohenden Flammen umschnob dich der Blitz;
Und langsam sich streckend, leis' schleichenden
Schritts,
Ringsher kam kletternd der Urwald zurück.
Und wieder nahm er sich, Stück um Stück,
Was sein gewesen. Er flocht und spann
Und rief sich als hurtige Helfer heran
Gehälm und Gerank, Gestrüpp und Gebüsch.
Da wand geringelt mit scharfem Gezisch
Die schillernde Schlange sich dir ums Kinn;
Lianen gaukelten über dich hin,
Umstrickten dir scheulos Bein und Arm
Wie ein lockrer Bajaderenschwarm.
Und Dickicht und Wildnis wuchs um dich auf;
Laut zeternd kamen die Affen zu Hauf
Und bleckten frech dir ins Gesicht.
Und nachts, in gespenstischem Sternenlicht,
Da schlich's unhörbar, lauernd zum Sprung
Sich kauernd heran, und die Dämmerung
Mit heißem Augengelüst vor dir
Durchglühte des Tigers Beutebegier.

Was siehst du, o Buddha — so stumm und so
alt —
Mich an aus blinzelndem Liderspalt?

Ich kenn' mich nicht aus mit deiner Art —
Ist dir zu jung noch mein grauer Bart,
Mit mir zu reden?

Steinern und leer
Starrt er mich an. Ich schau' umher:
Hab' ich auf Tisch und Simsgestell'n
Nicht irgend einen ält'ren Gesell'n,
Die Zung' ihm zu lösen? — Da liegt's mir zur Hand,
Und ich leg's vor ihn hin. Im Torfmoor fand
Ein Gräber es auf; ein steinerner Keil,
Geklopft und gerundet zu handlichem Beil:
Auch ein nachdenkliches Ding — sieh her,
Das Beil hier ist so ungefähr
Vom gleichen Alter mit dir. Da hat
Sich's Einer einmal als „Höhlenrat"
Mit saurer Müh und langer Pein
Zurechtgehämmert, den Stein mit Stein.
Er schlug damit das Büffelrind,
Das Elen, zur Nahrung für Weib und Kind,
Und wehrte von ihnen den Feind damit
Und schliff's, daß es Felle für sie zerschnitt —
Nach seiner Art ein tüchtiger Mann —
Hast du ihn gekannt?

Er sieht mich an
Mit seines blinzelnden Augenlichts
Stummleerem Blick. Er redet nichts.

Er redet nichts. Ich fühl's, ihn kann
Nur zwingen ein stärkerer Geisterbann.

Und wieder such' ich — mein Auge sieht,
Wonach es begehrt. Ein Ammonit —
Da liegt er, auch ein steinerner Gast,
Erzglitzernd mit seltsamem Vorzeitsglast —
Frohlockend halt' ich dem andern ihn dar:
Sieh hier, du schweigsamer Herr! Der war
Vor dir schon um hunderttausend Jahr',
Vielleicht, eh' du geworden, auch schon —
Mir kommt's nicht drauf an — um eine Million.
Erst werdend sah er eine Welt,
Von ungeheurem Tosen umgellt:
Der Erde Schoß noch in roter Glut,
Und drüber zischende dampfende Flut —
Nun sengenden Tag, nun starrende Nacht,
Und heulend in wilder Vertilgungsschlacht
Wutschnaubende Bestien ohne Zahl.
Da bäumt sich das Weltmeer, da bricht es ins
Thal,
Und alles gemeinsam erstickt und begräbt
Der Schlamm, der zu Bergen sich drüber erhebt.
Seitdem saß tief im felsigen Schacht
Die Schnecke hier, wie ein Posten auf Wacht,
Sah Weltgeschlechter entstehn und vergehn,
Sah ein Stück der Ewigkeit sich drehn —
Mich deucht, das fordert Respekt. Sie war
Das Erste, was die Erde gebar,
Urahnin von allem, was lebt — und du
Bist ein Säugling vor ihr. — Was sprichst du
dazu?

Er sieht aus dem blinzelnden Augenlid
Mich an, wie zuvor. Keine Regung verzieht
Einen Mienenzug seines Steingesichts.
Er sieht mich nur an — und redet nichts.

Was will er bei mir, der steinerne Gast
Mit dem leeren schweigsamen Augenglast?
Mir wird's in seiner Gesellschaft nicht gut,
Unheimlich läuft es mir durch's Blut;
Ich wollt', ich wär' ihn wieder los.
Es ist, als wachs' er riesengroß
Wie Faustens Pudel vor mir an.
Wie zwing' ich ihn? Ein Buch! Einen Bann!

Ein Buch? Da liegt's, das Faustens Hand
Einst auch ergriff — auf schwarzem Band
Ein goldnes Kreuz. Meine Hand ist profan,
Ich hab' nicht viel Ehr' ihm angethan —
Doch wohnt im Kreuze wohl die Kraft,
Die Götzen vertreibt und Ruh' mir schafft.
Drum her! Ich banne dich mit Ihm,
Dessen Ruhm verkünden die Cherubim —
Den einer Jungfrau Schoß gebar,
Und der von Ewigkeit doch war —
Ob dessen Wiege flammend ein Stern
Gedeutet den Weg zum Herrn aller Herrn —
Dem Könige Weihrauch dargebracht —
An dem des Teufels Versuchungsmacht
Zerscheitert vor seinem: „Hebe dich fort!" —
Dem „die Engel dienten" nach diesem Wort —

Bei dessen Tode zu Finsternis
Die Sonn' erlosch und der Himmel zerriß
Und die Erde gebebt — doch der erhellt
Die Todesnacht als „das Licht der Welt" —
Der, einzig von allen sündenrein,
Sein Leben gab in Qual und Pein,
Um zu erlösen vom Sündenfluch
Die ganze Menschheit — so spricht's dies Buch!
Der, Gottes Sohn —
Da plötzlich entschwingt
Sich den steinernen Lippen ein Lachen — dann klingt
Hinterdrein eine Stimme, als töne sie her
Aus unendlicher Weite, aus nebelndem Meer
Verschollener Vorzeit:
Willst bannen du mich,
Du Narr, mit mir selbst? Der bin ja ich!
Und was du noch kündest von deinem Gott,
Was er geduldet an Tod und Spott,
Was immer er sprach und that und war,
War ich, den vor ihm die Zeit gebar —
Ich, Sakyamuni, der Gottessohn,
Das Licht der Welt.
Dumpf irrt der Ton
An den Wänden noch um und summt mir im Ohr.
Nun still. Kein Laut mehr, kein Hauch. Wie zuvor
Steht schweigend mein neuer Tischpenat,
Der steinerne Gast von Angkor-vat.

Wilhelm Jensen.

Liebeserklärung.

Du Vielgeliebte, dich hab' ich geliebt
Von deinem ersten Lebensstündlein an,
Als du entwunden kaum dem Schoß der Mutter
Dalagst auf ihrem Bette klein und rot,
Die Wangen voll von Fältchen und die Stirn,
Und auch die winz'gen, unbeholfnen Hände.

O welch ein Glück, an deiner Wiege stehn,
Bewundern still, wie schön du schlafen kannst,
Und dein Erwachen jubelnd zu begrüßen. —
Was immer meine Nichte that und ließ,
Ich fand es einzig, fand es genial;
So weint' und lachte niemals noch ein Kind,
So kroch noch keins dahin auf allen Vieren
Und sprach: „Tata" mit solchem Nachdruck aus.

Indessen leider! meine gute Meinung —
Weiß Gott wie's kam — gar viele teilten sie
Und machten sich höchst ungeniert zu eigen,
Was ich entdeckt in angestammter Weisheit.

Allmählich wuchsen hundert Toggenburgen
Empor am Strande deiner wilden Petsch,

Und in den Burgen wohnten hundert Schmachter
Und Schmachterinnen treu bis in den Tod;
Das war ein Werben um klein Stuzi's Gunst,
Von Jung und Alt ein Loben, Lieben, Staunen;
Solch einen Heerbann überzeugter Schmeichler
Besaß nur noch die Königin von Saba.

Wie sie den ihren lenkte, weiß ich nicht.
Doch um so besser denn, wie kurz und stramm
Der deine ward gehalten. — Keine Faxen!
Die Losung galt, du gabst sie unbewußt,
Eh sprechen du, geschweige — denken lerntest.

So trugen wir es heuchlerisch gelassen,
Als du dein Herz in feste Hände gabst . . .
Was sag' ich Hände? Pfoten sind's gewesen,
Die langen gelben der verehrten Lady.

Doch hatt' auch sie Rivalen, vielgehaßte:
Kaninchen, Katzen, allerlei Getier,
In erster Reih' die Ponies. Weißt du noch,
Wie denen sie mißgönnte deine Huld?
Und wie bestürzt, wenn ihnen du geschmeichelt,
Die Alte floh, sich auf die Rampe setzte,
Den Kopf erhob und laut zum Himmel heulte.

Nur eines war mit ihrem Schmerz vergleichbar
Und ihrem Grimm — der deine Kind, als du,
Zu Jahren schon gekommen (ihrer fünf)
„L'histoire d'un âne," von Comteß Ségur

Zur Kenntnis nahmst. Die Bonne las dir vor,
Du stricktest stumm, mit ernstem Pflichtgefühl,
An deinem ersten Strumpfe. Noch erreichten
Den Boden deine Beinchen nicht; sie wiegten
Sich leise . . . Wie du horchtest! atemlos,
Durchglüht von Freude, Mitleid oder Zorn
Vom Wirbel bis zur Sohle — je nachdem
Des braven Esels Schicksal sich gestaltet.
Und wenn es rührend wurde, flossen Thränen
In hellen Strömen auf die Strickerei,
Die so viel Nässe gar nicht schlucken konnte.
Es war ein Anblick — ich vergess' ihn nie!
Und niemals auch, wie du vor jenem Kitzlein,
Das einst der Jäger aus dem Wald dir brachte,
Auf deine beiden Kniee niedersankst,
Es anzuflehn unendlich liebevoll:
„O fürcht' dich nicht — ich bin ja deine Mutter!"

Und später dann, als deine Herren Brüder
Erschienen waren und so redlich halfen
Des Hauses kleinen Abgott anzubeten,
Was für Geschichten gäb's da zu erzählen
Von einer wilden Hummel, stets voran
In jeder Fährlichkeit, und ihren blind
Ergebnen Satelliten. — Doch genug,
Sonst heißt es gleich: das Alter ist geschwätzig.

Nur Eins noch höre. Als nach langer Trennung
Du heute kamst mit deinem schwarzen Jungen

Und seiner blonden Schwester, die kaum zählt
Der Jahre zwei und just so ernsthaft schaut,
Wie einstens du — da fiel mir alles, alles
Urplötzlich ein, vom Größten zum Geringsten,
Was wir durchlebt in Treuen ... Ich gedachte
Wie mit der Zeit sich stets der Kreis erweitert,
In dem ich sucht' und fand mein reinstes Glück;
Wie manches neue, kleine Wesen kam,
Das einen Platz erstrebte zwischen uns
Und ihn erhielt, und jedes obendrein
Bei seinem Eintritt auch mein ganzes Herz.

Das ganze jedes — henkt die Mathematik!
Denn immer noch ein ganzes bleibt mir übrig,
Es zu verschenken, wenn es wieder gilt.
Nicht protzen möcht' ich, aber solcher Reichtum
Ist unerhört in meinen hohen Jahren.

Ich dank' ihn euch, so seid mir denn bedankt,
Ihr Großen und ihr Kleinen, Fernen, Nahen.
Durch meiner Liebe, eurer Liebe Kraft
Begibt an mir ein schönes Wunder sich:
„Die Kinderlose hat die meisten Kinder."

Marie von Ebner-Eschenbach.

Flut und Ebbe.

In einem fernen umbrandeten Land
Spielen die Mädchen ein Spiel an dem Strand,
Schreiten im Reigen heiter gesinnt,
Wann zu steigen die Flut beginnt,
Weichen zurück in gemess'ner Flucht
Aus der schwellenden Meeresbucht,
Im Gewässer ruhig-klar
Werden sie krause Gestalten gewahr,
Rollt eine Woge, sie sehen ein Roß,
Seh'n einen Reiter, bis er zerfloß —
Schauet den Meermann! Garstig Gesicht!
Grinsende Larve! Du haschest mich nicht!
Aber das Meer, es wächst und naht . . .
Fliehet, ihr Schwestern! Bald ist es zu spat!
Alle, sie stürzen in hastigem Lauf,
Gleiten und reißen die Strauchelnden auf,
Bis zu der Bank, wo die Ebbe beginnt,
Wo, wie sie wissen, das Wasser zerrinnt.
Dort ist gelagert der blühende Chor,
Zieht an dem Felsen die Füße empor,
Fleht in den Himmel mit brünstigem Schrei'n:
„Götter! ihr lasset die Unschuld allein?“

Aber die Flut, da den Raub sie berührt,
Hat das Verhängnis des Ebbens gespürt,
Und, wie erschreckt durch das maidliche Ach,
Gleitet sie nieder und fällt gemach —
Scheltend erhebt der verfolgende Schwarm
Gegen die Fluten den drohenden Arm:
„Höhnet die Feigen! Sie flieh'n aus dem Krieg!
Kränzet die Locken und feiert den Sieg!"
Also vergnügt sich das sterbliche Heer
Mit dem gelass'nen, dem ewigen Meer.

Conrad Ferdinand Meyer.

Belvedere in Wien.

So soll auch jetzt dein schönster Zauber fallen!
Nicht länger sollen mehr in deinen Hallen
Der Kunst erhabene Gestalten wohnen,
In ihrer Pracht die alten Meister thronen.

Nicht soll man dich mit Andacht mehr betreten
Und still zu deinen Heiligtümern beten,
Um dann in deines Gartens grünen Räumen
Dem seligen Entzücken nachzuträumen.

Nun immerhin! In nahen Prunkmuseen
Sind solche Schätze leichter zu besehen,
Man kann sie im Vorübergehn genießen —
Und braucht dazu nicht erst sich zu entschließen.

Und so wird man auch nach und nach vergessen,
Was einst die Kaiserstadt an dir besessen;
Denn neuer Dinge Lauf sich einzufügen,
Ist ja der Menschen innigstes Vergnügen.

Wohl wird in deinem zierlichen Gehege
Noch ferner Liebe finden ihre Wege;
Noch wird in Schlaf auf deinen Ruhebänken
Verschämte Armut Mittags sich versenken.

Noch werden, jagend nach des Frohsinns Zielen,
Auf deinem weißen Kies die Kinder spielen —
Doch mehr und mehr wird dich die Zeit gefährden,
Und immer stiller wird es in dir werden . . .

Mir aber, sieh, wird nimmermehr entschwinden
Aus treuer Brust das tiefe Nachempfinden,
Wie ich durchwandelt dich, im Knabenherzen
Die frühen Keime schon der künft'gen Schmerzen;

Wie ich als Jüngling öder Sehnsucht Trauer
In dir empfand und erste Liebesschauer —
Und dann als Mann, voll ungelohnten Strebens,
Dich aufgesucht im harten Kampf des Lebens;

Wie ich so oft in einsam stummer Wonne
Betrachtend stand vor Rafaels Madonne,
Vor Ruisdaels Landschaft — und im Blumen-
zimmer,
Wenn es verklärte goldner Sonnenschimmer.

Drum hab' ich heute dir — und auch für jene,
Die deiner denken mit verhaltner Thräne
Und gerne weilen bei Erinnerungen,
Mit leiser Wehmut dieses Lied gesungen.

Ferdinand von Saar.

Enkelkinder.

Ja, sie hat es jetzt gut, die Jugend!
Frühe schon ebnet man ihr den Pfad,
Der sie kann führen zu Ehr' und Gewinn.
Alle Quellen des Wissens erschließt man
Ihrem begehrlich neugierigen Geist,
Und entdecken mit forschender Liebe
Eltern am Kinde nur irgend ein kleines,
Noch so unscheinbares Talentchen,
Wird es mit Stolz auch gehegt und gepflegt.
Hohe Schulen und Akademien
Fassen kaum noch die Zahl der Jünger;
Ehrenpreise und Reisestipendien
Führen nach allen Stätten der Kunst,
Wo die werdenden Rafaele,
Buonarotti und Winckelmann,
Männlich und weiblich, in Scharen wandeln,
Malend, knetend und Bücher schreibend. —

Lieber Himmel, zu meinen Zeiten,
Ach, wie war da noch alles ganz anders!
Fibel, Bibel und Einmaleins
Nahm man als Durchschnitt des menschlichen
Wissens;

Etwas Latein, ein wenig Griechisch —
Nun, das war für die Auserwählten,
Und im übrigen galt die Weisheit:
Schuster, bleibe bei deinem Leisten,
Weile im Lande und nähre dich redlich.
Ließ Einer dennoch Höheres merken,
Schüttelten Vettern und Basen die Köpfe,
Und bestand er auf seinem Sinn,
Stimmten sie an ein Rabengekrächze,
Sprachen so etwas von Narren und Lumpen;
Mutter weinte — indes der Vater
Gleich bereit war mit seinem Fluch. —

Was für die Menschheit das Beſſ're gewesen,
Wird dereinst die Zukunft erweisen;
Aber in Sachen der Kunst, vermein' ich,
Wurde bis jetzt nicht viel gewonnen:
Immer noch gilt es, sich durchzuschlagen;
Damals bestand die Welt aus Philistern,
Heute besteht sie aus Dilettanten.

Ferdinand von Saar.

Kontraste.

Ueber der Stadt blaut sonnig der Himmel,
Brütet des Mittags sengende Glut;
Träger bewegt sich das Menschengewimmel,
Wen nicht die Not treibt, der feiert und ruht.

Still, ganz still sind die vornehmen Gassen,
Fast erscheinen sie unbewohnt,
Alle Häuser verödet, verlassen,
Wo im Winter der Reichtum thront.

Dort vor jenem erneut man das Pflaster,
Nützend des Sommers günstige Zeit;
Schweigend schau'n die stolzen Pilaster
Auf das Getriebe der Emsigkeit.

Dumpf erklingen die schweren Hauen,
Knirschend gräbt sich die Schaufel ein;
Von den Stirnen der Männer tauen
Tropfen der Arbeit und ihrer Pein.

Jetzt doch aus den schwieligen Händen
Legen das wuchtige Werkzeug sie hin,
Gönnen Rast den erschöpften Lenden,
Rüsten zum Mahl sich mit dumpfem Sinn.

Essen von knorriger Faust den Bissen,
Holen den Trunk sich vom nächsten Ort;
Kauernd auf Steinen, dem Boden entrissen,
Lagert die Gruppe mit spärlichem Wort.

Lehnend die Häupter an kantige Pfühle,
Schlummern endlich die Müden ein; —
Tiefer senkt sich die drückende Schwüle,
Nieder glitzert der Sonnenschein. —

Horch'! Was hat sich da plötzlich erhoben?
Frauenstimmen mit hellstem Klang!
In der Opernschule da droben
Uebt man schwellenden Chorgesang.

Es ist Schillers Lied an die Freude,
Wie es Beethoven in Töne gebracht;
Herrlich durchwogt es das hohe Gebäude,
Dringt durch die Fenster mit steigender Macht.

„Seid umschlungen, Millionen!"
Bricht es in feurigem Einklang hervor; —
Mögen es hören, die ringsum wohnen,
Nimmer berührt es der Schläfer Ohr.

„Alle Menschen werden Brüder!"
Schmelzend erklingt es jetzt und leis;
Heut' ist Probe — und morgen wieder,
Bis der Applaus uns belohnt und der Preis! —

Oben ein Schwelgen in Hochgefühlen,
Rosigste Träume der Kunst und des Ruhms —
Unten aber, auf kantigen Pfühlen,
Schwerstes Atmen des Menschentums.

Ferdinand von Saar.

In Bagamoyo.

Sie kommen! — Und ins Herz der Menschheit
schlug
Der Funke, der die Botschaft hergetragen.
Vom Reich der Fabel kommt ein Heereszug
Und trägt im Schoß der Zukunft Heldensagen.
Vielköpfig flog die Märe schon voran,
Die Gauklerin, die nimmer müd geworden,
Bis hinter ihr des Feinds zersprengte Horden
Von Stamm zu Stamm verkünden, daß sie nah'n.

Voran der Eine, dem das Haar ergraut
Von Rätseln, die die Sphinx ihm angesonnen.
Wer kennt ihn nicht? Gefahr ist seine Braut,
Ihr fliegt er nach, die ihm im Arm zerronnen.
In seinem Auge wohnt die Einsamkeit
Des Urwalds und der Welt, die Er gefunden,
Und Todesschrecken, siegreich überwunden,
Die gegen Mitleid auch sein Herz gefeit.

Drei Jahre sind's — der Erdball sah ihn ziehn,
Der Nacht ihr letztes Bollwerk abzuzwingen.
Am Wege stand der Ruhm und sprach: „Wohin?
Mein liebster Sohn, was hoffst du zu erringen?

Was ich vermochte, gab ich lang dir schon:
Der Strom, der dir getrotzt mit tausend Tücken,
Trägt deine Dampfer auf geschmeidigem Rücken
Und beugt sich dir gehorsam wie ein Sohn.

„Du darfst aus deiner Schöpfung Kindesmund
Das Lallen künftiger Größe schon belauschen,
Der Stanleyfälle lauter Todesschlund
Wird fernster Zukunft deine Thaten rauschen.
Im Weltenbuche war ein weißes Blatt,
Mit deinem Namen durftest du's beschreiben.
Nun sei's genug! Die Schrift muß ewig bleiben,
Die Berge, Flüsse, Seen zu Lettern hat."

Doch jener ging, und wer von Bleiben sprach,
Ist schnell verstummt, denn schweigend stand die
Liebe,
Die Mutterinsel sah mit Stolz ihm nach,
Sie hieß ihn gehn und — wünschte, daß er bliebe.
Dann an geschloss'ner Pforte lauschten sie,
Und schreckhaft ging Gerücht von Mund zu Munde,
Die Poesie nur lächelt jeder Kunde:
„Sieg' oder falle! Dich verlier' ich nie."

Ein andrer an des Zuges Spitze geht,
Lebendig in ein Sagennetz versponnen,
Das ist der Held, der selbst den Ruhm verschmäht,
Doch ungesucht ihn hundertfach gewonnen.

Durch Jahre bangten wir, er sei gesinnt,
Das Trauerspiel von Chartum zu erneuen,
Und alle Völker sahn auf den Getreuen,
Auf unsern Emin, Deutschlands Schmerzenskind.

Der den verlornen Posten unverzagt,
Den weltverlornen, letzten, dort gehalten,
Gleich einer Insel, dran die Welle nagt,
Umtost vom Drang barbarischer Gewalten.
Ein Volk von Kindern, dem er Vater war,
Des Segens froh, den er zu reich verschwendet,
Umdrängt ihn liebend, fordernd, glückverblendet,
Und will nur eins nicht glauben — die Gefahr!

Nun liegt sein Werk in Schutt; doch wer erkennt,
Ob seines Wohlthuns goldne Spur zerstoben?
Ob nicht die Fäden, die ein Gott zertrennt,
Im Weltgespinste neuen Lichtstreif woben?
Vielleicht auf ewig lebt die Sage fort
Von eines weißen Mannes Macht und Güte,
Von einem goldnen Alter, das verblühte,
Ein Zukunftshoffen, ein Erlösungswort.

Kennt er die Schar, die ihm entgegen zieht?
Wie wird ihm nun, da sich der lang Entfernte
Auf deutschem Boden unter Palmen sieht,
Begrüßt von Lauten, die sein Ohr verlernte?
Das Vaterland, das liebend sein begehrt,
Mit hundert Armen eilt's ihn zu umfassen,
Vergeblich, denn ihn will die Sphinx nicht lassen,
Die an der Schwelle noch ihm Heimkehr wehrt.

Am Amboß das Jahrhundert steht und staunt,
Der rußigste Cyklop der Weltgeschichte.
Was ihm die Sage lang schon zugeraunt,
Bewundernd sieht er's heut im Tageslichte:
Auf Wegen, die kein weißer Fuß betrat,
Durch Lande zogen sie, die ewig dürsten,
Vom Mondgebirg mit schneebedeckten Firsten
Erzählen sie und einem Zwergenstaat.

Sie sahn zuerst, von Gletschermilch gesäugt,
Das Kindlein Nil am Mutterbusen liegen,
Den Wolkenkönig, der den Strom gezeugt,
Sich ernst in seine dunkeln Mäntel schmiegen.
Erbrochen ist des alten Schweigens Thor,
An das Jahrtausende vergeblich pochten,
Und im Triumph wie einen unterjochten
Monarchen führten sie den Strom hervor.

O, wohl den Tapfern, die auf kühner Bahn
Mit ihrem Blut die junge Scholle düngen!
Wie Morgenlüfte weht's die Menschheit an,
Der alternde Titan will sich verjüngen.
Da seines Auges Jugendglanz verlischt,
Und schon der Weg sich neigt zum Niedergange,
Reicht ihm Natur die kühle Kinderwange
Zum Kusse, der die alte Welt erfrischt.

Isolde Kurz.

Im Colosseum.

Das Colosseum haben wir erstiegen.
Hell heiße Gluten zittern um den Bau.
Zu unsren Füßen sehn wir, grau in grau,
Das Rieseneirund der Arena liegen.
An meine Schultern lehnt die liebste Frau.

Ihr Geist schweift zu den Lieben fern im Norden.
Der meine weilt im Rom der Kaiserzeit:
Im Sande drunten, welch ein gräßlich Morden!
Ein Handgemenge blutbespritzter Horden,
Zur Lust des Volkes jähem Tod geweiht!

Rings drängt's im Festgewand auf Marmorstufen
Sich tosend achtzigtausendköpfig schon.
Das Zischen übertönt und Beifallsrufen
Der Hörner Klang, der Tuben dumpfen Ton.
Doch Stille jetzt: Leer steht der Kaiserthron.

In der Arena Mitte steht der Kaiser
Und schwingt, bekränzt von dunklem Lorbeerlaub, —
Aufs neue jauchzt und schreit das Volk sich heiser —
In nerv'ger Faust drei Siegespalmenreiser.
Drei Recken sanken vor ihm in den Staub.

Halb wehrlos fielen die Gladiatoren
Durch Kaiserhand. Sie hatten keine Wahl:
Als Nero-Fackeln brieten sie am Pfahl, —
Man raunt' es ihnen warnend in die Ohren —
Wenn nicht sie stürben durch des Kaisers Stahl.

Der Kaiser grüßt. Des Volkes Tücher wehen.
Dann setzt er sich, als wäre nichts geschehen.
Um seine Stirn spielt eis'ge Götterruh'!
Durch die Arena Negersklaven gehen
Und streun mit Sand des Blutes Lachen zu.

Ein neues Spiel beginnt. Das Sonnensegel
Von Purpurseide wirft blutroten Schein.
Man führt ein junges Liebespaar herein,
Das sterben soll, wie's in der Dichtkunst Regel,
Mag auch die Fabel mißverstanden sein.

Ein deutsches Mädchen und ein griech'scher Sänger,
Einst frei, jetzt Sklaven in dem höchsten Haus!
Umbuhlt von Hoheit, hielten stand sie länger,
Als klug war. Nun, sie büßen um so strenger:
Man las sie für die wilden Tiere aus.

Er steht als Orpheus da mit goldner Leier;
Die Bühne zeigt des Hades dunkles Thor;
Der Gatte naht der Gattin als Befreier,
Schaut nicht zurück zum bleichen Schattenchor
Und führt zum Tage siegreich sie empor.

Doch droben neue, ungeahnte Schauer!
(Der Grieche spielt, wie man's ihn hieß; es fällt
Im Beifallssturm sich besser als umgellt
Vom Zischen.) Panther liegen auf der Lauer,
Von Bären ist der Felsensitz umstellt.

„Helft, Töne, mir, die Bestien zu zähmen!"
Er schlägt die Leier. Die Geliebte schmiegt
Sich zitternd an ihn. Sieh! die Klänge lähmen
Der Tiere Wut. Sie scheinen sich zu schämen,
Zu seinen Füßen kauern sie besiegt.

Nichts als Dressur! Erlogne Sanftmuts-Hüllen!
Schon stürzen Rudel wilder Leun herbei.
Ein Springen, Jagen, Toben! Schrecklich füllen
Die Luft sie mit der Mordgier heiſ'rem Brüllen.
Ein Strom von Blut — ein geller Mädchenschrei!

Ich kann's nicht sehn. Die Schreckensbilder taugen
Des neunzehnten Jahrhunderts Nerven nicht.
Mich schmerzt das wilde, blutigrote Licht.
Ich will's nicht sehn, ich schließe meine Augen...
Da fühl' ich meiner Liebsten Angesicht.

„Was ist dir?" „Nichts!" Die Blicke heb' ich
wieder:
Kein Purpurzelttuch, nirgends rotes Blut!
Das leere Rund füllt Abendsonnenglut.
Nicht weit von uns läßt sich ein Pärchen nieder,
Still, sittsam, wie es junge Liebe thut.

Doch von der höchsten Höhe der Ruinen
Schwingt sich herab ein Turbeltaubenpaar
Und girrt und schnäbelt sich mit frommen Mienen —
„Die Zeiten ändern sich, und wir in ihnen."
Empor, empor drum, wie zum Licht der Aar!

Dann sieht vielleicht nach aber tausend Jahren
Wer, halb verklungner Schlachtenmären kund,
Sich sinnend umschaut auf der Erde Rund,
Wo einstmals Völkerblutgefilde waren
Nur Liebe Tempel baun dem Menschheitsbund.

Karl Woermann.

Weihnachtsidylle.

Aus der Weihnachtsmorgenmette
Kehrt' ich früh ins dunkle Haus,
Alles schlief noch tief zu Bette,
Nur der Schneewind heulte drauß.
Die von Flocken kalt benetzten
Wimpern wärmt' ich mit der Hand
Im Gemach, wo noch vom letzten
Abend her der Christbaum stand.

Noch verspürte man ein Wehen
Wachslichtduftend, weihnachtlich;
Einsam dacht' ich zu begehen
Eine Feier still für mich.
Fromm und kindlich aus dem Herzen
Stieg ein sehnsuchtsvoller Traum,
Und ich zündet' an die Kerzen
Am erloschnen Tannenbaum.

Wie die Lichter knisternd sprühten,
Woben Geisterhände sacht
Einen Schleier mir aus Blüten
In der wunderhellen Nacht;

Töne schwebten, Träume tauten,
In dem Raume traulich schwül
Sank ich, wie von Himmelslauten
Eingeschläfert, auf den Pfühl.

Zu der Augen süßer Weide
Oeffnet lautlos sich die Thür,
Und in leuchtend weißem Kleide
Kam es leis und langsam für;
Silberblendend floß der Schimmer
Um ein Haupt, wie Heil'genschein:
Festlich trat ins helle Zimmer
Die verklärte Mutter ein.

Ja, sie kam, mit mir zu spielen,
In der heil'gen Nacht genaht,
Wie sie oft vor vielen, vielen
Jahren in der Kindheit that;
In dies Feenland zu tragen,
Sind die Segel bunt geschwellt;
Ach, von längst verscholl'nen Tagen
Baut' im Traum sich eine Welt.

Tausend holde Herrlichkeiten
Aus der Jugend goldnem Lauf,
Bilderreiche, ferne Zeiten
Weckte sie zum Leben auf.
Ihre Thränen rannen nieder,
Und sie streichelte mich lind,
Als ein Kind wähnt' ich mich wieder,
Und ich weinte wie ein Kind.

Mit den Armen wollt' ich greifen
Nach der leuchtenden Gestalt —
Da erwacht' ich. Morgenstreifen
Fielen durch der Laden Spalt.
Weiß auf sammetweichem Flaume
Schlich der Weihnachtstag ins Land,
Und die Lichter an dem Baume
Waren tief herabgebrannt.

Heinrich Vierordt.

Hadrian in Tivoli.

Der Anio donnert in die Kluft,
Die Wasserschäume zischen,
Der Kaiser schaut zur Stromesgruft
Hinab, umhaucht von Rosenduft,
Aus kühlen Marmornischen;
Sein Auge folgt mit düsterm Glühn
Dem Flutensturz, dem Tropfensprühn,
Und wieder, immer wieder
Senkt er den Blick hernieder:

Ein blödes Spiel ist's, wenn im All
Sinnlose Kräfte währen,
Die in den Tod mit wildem Schall
Sich stürzen, wie der Wasserschwall,
Und doch sich neu gebären;
Dräng' nur ein Hauch zum nächsten Stern,
Ein Tropfen in der Erde Kern —
Es müßte uns gelingen,
Zur Urkraft nachzudringen!

Wer schaut den Tropfen, faßt den Hauch,
Der ins Verborgne leitet?
Wer weiß, ob aus den Tempeln auch

Ein Hymnenklang, ein Opferrauch
Empor und abwärts gleitet?
Der Himmelswölbung Lichtazur,
Der Tiefe Felswand — ohne Spur
Sind sie vom Nieerschloss'nen —
Der Wurzel des Entspross'nen.

Uns läßt die karge Spanne Zeit
Nur eine dumpfe Frage —
Rom und die Welt, Genuß wie Streit
Sind schal, und schal die Herrlichkeit
All meiner Kaisertage,
Wenn ich der Frage, rätselvoll,
Nie eine Lösung finden soll,
Und wie der Strom verrausche,
Dem ich hier müßig lausche! —

Indessen so der Kaiser träumt,
Schielt, hinter der Agave,
Zum Kissen, purpurrot gesäumt,
Zum Weinkrug, drinnen Kühlung schäumt,
Ein brauner Gartensklave
Und wähnet, wenn er weich dort säß'
Und schlürfte aus dem Goldgefäß,
Daß er der Götter spotte
Und würde selbst zum Gotte!

Adolf Stern.

Friedrich Theodor Vischer.

1887.

Vor einem Menschenalter — ja, so lang ist's her,
Daß auf der hohen Schule, die dich bald verlor,
Mit den Genossen (mancher ging schon längst dahin!)
Begeistert ich zu deinen Füßen, lauschend saß.
In deinem Wort, das donnernd bald, wie Heldenzorn,
Bald wie des Messers Schneide scharf herüberklang,
Dann wieder tiefmelodisch tönte wie Musik,
Und immer doch dein eigen, stets ein Stück von dir —
Ging unsrer Jugend eine Welt des Schönen auf:
Der Menschheit ewiges Rätsel klang uns an im Faust;
Du gabst es uns, zu wandeln auf des Briten Spur,
Dem auf der Stirn, wie keinem sonst, geschrieben steht,
Nichts sei ihm fremd und unvertraut, was menschlich ist;

Im Reich der Geister lehrtest du uns das Gesetz,
Und in der Seele Tiefen tauchtest du mit uns.
Dort saß auch ich, sah zu dir auf und horcht'
und schrieb,
Und manch ein Blatt, das Kunde gibt von jener Zeit,
Bewahr' ich sorgsam heute noch als teuren Schatz.

So zeigtest du das Schöne, wie man's schaut
im Geist,
Und wie man's deutet, sinnig, aus ihm selbst
heraus.
Doch auch gebrauchen lehrtest du das eigne Wort:
Du nanntest's „Redeübungen", das Prachtkolleg.
Es war kein Spaß: du mühtest viel mit uns
dich ab;
Denn jedem nicht von jener lustigen Kompanie,
Wenn er auf dem Katheder hoch erhaben stand,
Ging leicht das Wort, geläufig von dem Schnabel
weg.
Die einstigen Genossen, ja, ich seh' sie noch:
Den langen — — (Dingelstedtsches Konterfei!)
Freund — — tappig, stolpernd, — — salbungs-
voll,
Und meinen Julius (wehe! der, mit sich entzweit,
Dem ungereiften Ideal zum Opfer fiel).
Ich schaue sie, leibhaftig, wie sie hinter'm Pult
Mit Hand und Fuß tragieren, heiligen Eifers voll,
Den Hamlet, Nathan, Egmont, Tell et caetera;
Den — — traf's gar einmal als Elisabeth!

In jenen goldenen Tagen, jungen Dranges froh,
Erschien auch mir die Muse, wär' ich sonst ein Schwab'?
Du sahest streng und freundlich an, was sie mir bot,
Und führtest zu der heimisch engbegrenzten Flur
Den übergreifend ungebundenen Geist zurück,
Wenn er einmal zu hohen Fluges sich vermaß.

Bald nahmen uns des Lebens volle Wogen auf
Und warfen diesen dahin, jenen dort hinaus.
Unter die Diplomaten gar verschlug es mich!
Doch gab ich keinen; endlich ward's — ein Kriminell.
Die Muse ging noch willig eine Weile mit:
Nie überhob ich ihrer mich, bedenkend stets,
Wie du ihr Wert und Grenze habest festgestellt.
Jetzt, da ich altre, wendet sie von mir sich ab;
Nur selten schwebt, ein flüchtiger Gast, sie noch heran.
Doch sollte sie nicht nahend weihen diesen Tag,
Da nun der Lehrer feiert seine achtzig Jahr'?
Ihm ist sie treu geblieben, ja, sie hat noch jüngst
Den Greis mit ihrer Gaben Ueberfluß bedacht.

Festlicher Kränze Fülle schlingt sich um das Bild,
Das uns dein Wesen, deine Züge wiedergibt.
Empfang denn auch, gewognen Sinn's, mit Vaterblick,

Vom einstigen Schüler diesen Zoll geweihten
Danks,
Der dir, was viele fühlen, frohen Mutes sagt.
Dankt er dir doch mit ihnen jenes hohe Gut,
Das in der Erdgeschicke trübem Wirbelsturm
Das Herz uns hebt und festigt und nicht altern
läßt,
Den besten Hort im Lebenskampf: das Ideal.

* *
*

Zum Jubelfeste singen wollt' ich dir dies Lied,
Begann's und sann darüber, und ich klagt' es dir,
Daß es nicht fertig wollte werden auf den Tag.
„Nimm dir nur Zeit! ausreifen laß es, still,
gemach!"
Du sprachst's. „Mich soll's noch freuen, bringst du
mir's im Herbst!"
— Herbst ward's, und da ich's brachte, ahnungs-
los aufs Pult
Dir legte, daß du's fändest, wenn du heimge-
kehrt —
Zur selben Stunde ferne lagst du, sterbend, tot.

Carl Schönhardt.

Die Toteninsel.

Gemälde von A. Böcklin.

Bestelle mir den Kahn, leg' ihn bereit!
„O, Herr, noch ist's nicht abzustoßen Zeit."
Mag grünen noch zu meinem Sarg die Eiche,
Der Winter kommt, der Blitz, des Beiles Streiche.

„Noch lebst du, schaffst du, aufrecht ist dein Gang;
Nur müde Wandrer harren meiner bang."
Mein Auge hat ein Auge brechen sehen,
Seitdem bin ich bereit, dorthin zu gehen.

„Zur Toteninsel, Herr? Der Weg ist weit,
Und Thränen sind des Totenkahns Geleit,
Die aus den Augen wie vom Ruder tropfen —
Wer sie erschaut, des Herz beginnt zu klopfen."

Das meine nicht. Seit ich die Insel sah,
Fühl' ich die Ferne meinem Geiste nah;
Die Felsen schau' ich aus den Fluten ragen,
An welche klanglos alle Wellen schlagen.

Das Meer verstummt an diesem stillen Rand,
Ein spärlich Moos wächst auf der Klippen Rand,
Die hoch empor zum niedern Himmel steigen
Und spiegelnd sich hinab zum Meere neigen.

Zu beiden Seiten springen zwei hervor —
Ein weites, allen Müden offnes Thor;
Schmal ist die Treppe, wenn sich naht der Ferge,
Doch breit genug für ihn und seine Särge.

Die ruhn in Nischen an der Felsenwand,
Die ruhn in karger Erd' im Mutterland.
Und an den Nischen, die der Schläfer harren,
Und auf den Gräbern die Cypressen starren.

Kein Strahl des Lichts dringt in die Dunkelheit.
Nur wenn zum Untergang die Sonn' bereit,
Dann zwischen nackten Felsen und Cypressen
Hängt noch ein Strahl, vom Sonnenlicht ver-
gessen.

So steht die Insel meinem Geiste nah —
He, Fährmann, bist du mit dem Kahne da?
Sieh dort, schon wird der lichte Himmel trüber,
Ein Wetter droht — fahr vorher mich hinüber!

Richard Weitbrecht.

———

Vor einem Bildnis

aus den Gräbern von El-Fajum.

Schweigend seit zweitausend Jahren
Ruht es unter'm Grabesstein,
Doch die Züge noch bewahren
Sphinxenhaften Jugendschein;

In dem Auge glüht noch immer
Des Osiris Strahlenglanz,
Und es weht der Isis Schimmer
Um des Hauptes Blütenkranz.

„Enkelkind der Pharaonen,
Lächelst du dem Bräutigam,
Der im Schatten der Pylonen
Einstens dich zu freien kam?

„Standest nahe du dem Throne,
Eines Fürsten holdes Kind?
Neigtest dich dem Königssohne,
Der um deine Liebe minnt'?

„Nenn' die Tage, nenn' die Namen,
Sprich von deinem Glück und Leid,
Steige aus dem dunkeln Rahmen
Deines Volkes, deiner Zeit!"

Doch umsonst stell' ich die Fragen,
Schweigend schaut das Bild mich an,
Nur die Augen leuchtend sagen:
„Zeit und Namen sind nur Wahn;

„Wie die Menschen heute lieben,
Haben damals sie geliebt,
Auch das Leid ist gleich geblieben, —
Nur die Mumie zerstiebt!"

Rudolf Graf Hoyos.

Scirocco-Vision.

Ein Sturmbild aus Sizilien.

Hoch steh' ich ob den Landen,
Hoch steh' ich über'm Meer —
O Schäumen, Wogen, Branden!
O Sturm, wie bist du hehr!
Zum Aufruhr, Sohn der Wüste,
Entrollst du dein Panier
Grau über Meer und Küste —
Und alles jauchzt mit dir.

Und Wind- und Wasserwellen,
Schon tosend brausen sie,
Durchschrillt von deiner gellen,
Aufwühlenden Melodie,
Und heißer, heißer lechzen
Die Wüstenwinde her —
Von Seufzen spukt's und Aechzen
Rings schon im Wäldermeer.

Und jetzt in breiten Wogen
Durchrollt's die grüne Flut
Hierher, wo aarumflogen
Der Bacchustempel ruht:

Da, wie die Winde heulen
Die Treppen wild hinauf —
Braust's ihnen aus den Säulen
Entgegen zum Glückauf!

Was jubelt in der Halle?
Von Leibern leuchtet's klar
Jetzt durch die Säulen alle — —
Heil dir, Bacchantenschar!
Und du am Thyrsosstabe
Im Lichte gold'gen Scheins,
Zur Seite schön dein Knabe —
Du bist es, Gott des Weins!

Wie aller Wonnen Süße
Um deinen Mund sich malt,
Nun deinen Kindern Grüße
Dein Sonnenauge strahlt!
Wie innern Feuers Funken
Dein Flammenauge sprüht,
Daß heil'gen Wahnsinns trunken
Rings alles Leben glüht!

Daß, Gott des heißen Lebens,
Die Welt wird wieder jung
Im Rausch des Sturmeswebens
Und schwingt im alten Schwung!
Daß deine Satyrn wiegen
Die Glieder jubelwarm —
Weiße Mänaden fliegen
Zum Tanz in ihren Arm!

Unbänd'ger Kraft du Fülle,
So ras', so tob' dich aus!
Und weg die letzte Hülle!
Und göttlich nackt hinaus!
Wein, Epheu in den Haaren,
Die Zimbel in der Hand,
Umschwärmt von Pantherscharen,
Hinjauchzend übers Land!

Wie warme Rosendüfte,
Wie des Olympos Glanz
Umwogt's den durch die Lüfte
Fortwirbelnden, den Tanz —
Ein reigenschlingend Schwingen
Hoch über Land und See —
Gesang und Beckenklingen —
Rauschendes Evoë ...

Da blüht die stolze Sonne
Groß aus der Wolken Flut,
Da strömt aus sattem Bronne
Freudige Tagesglut.
Da schwichtet, leiser sausend,
Sich Küste rings und Meer —
Verrollend und verbrausend
Verweht das Bacchusheer.

Ferdinand Avenarius.

Alle.

Es sprach der Geist: Sieh auf! Es war im Traume.
Ich hob den Blick. In lichtem Wolkenraume
Sah ich den Herrn das Brot den Zwölfen brechen
Und ahnungsvolle Liebesworte sprechen,
Weit über ihre Häupter lud die Erde
Er ein mit allumarmender Gebärde.

Es sprach der Geist: Sieh auf! Ein Linnen schweben
Sah ich und vielen schon das Mahl gegeben;
Es breiteten sich unter tausend Händen
Die Tische, doch verdämmerten die Enden
In grauen Nebel, drin auf bleichen Stufen
Kummergestalten saßen ungerufen.

Es sprach der Geist: Sieh auf! Die Luft umblaute
Ein unermeßlich Mahl, so weit ich schaute,
Da sprangen reich die Brunnen auf des Lebens,
Da streckte keine Schale sich vergebens,
Da lag das ganze Volk auf vollen Garben,
Kein Platz war leer, und keiner durfte darben.

Conrad Ferdinand Meyer.



Lyrische Dichtungen.





Im Frühling.



R. Geiger pinx.

Im Frühling.



Gedichte vom Bodensee.

I.

Heimkunft.

So früh, um mich zu grüßen,
Stürmt heute schon der Föhn?
Wie zeigt er hell und schön
Das Thal zu meinen Füßen,
Die fernen Bergeshöh'n!

Und in die Morgenhelle
Ertönt den Strand entlang
Mit wahrem Donnergang
Die Symphonie der Welle,
Des Tages Festgesang!

Von Zeiten, die entschwunden,
Tönt mir der Geisterchor,
Ach, daß mein Herz verlor
Den Zauber jener Stunden,
Der mir sie sonst beschwor.

Heraufbeschwor mit Träumen,
Wie sie so stolz und kühn
Nur in der Jugend blüh'n,
In frohem Ueberschäumen,
In sonnigem Erglühn.

II.

Große Sorge.

Auf Saatgefilde schauen
Im Mittagssonnenschein
Aus Tannenhöh'n die blauen
Gebirge hoch herein.

Sie schaun, ob auch geborgen,
Geschaukelt von dem Wind,
Gedeih' das Kind der Sorgen,
Der Erde Sorgenkind:

Das Kind der goldnen Aehre;
Auf daß es einst als Brot
Die Menschenkinder nähre
Und reiche für die Not.

III.

Abendmilde.

Ins Thal, von Nacht umrungen,
Glänzt lichter Wolkensaum,
Im Wald hat noch gesungen
Ein Vogel, halb im Traum.

Wenn alles mich umdüstert,
Mir glänzt dein Lächeln doch,
Und etwas Trautes flüstert
Dein Herz mit meinem noch.

IV.

Herbstmorgen.

Den See bei trüber Tageshelle
Durchfurcht ein Greis in dunklem Kahn,
Sein Bart fließt nieder bis zur Welle,
Und finster schaut er alles an.

Es zieh'n um ihn, wie Traumgestalten,
Zerrißne Nebel, und sie zieh'n
Um seine Stirne düstre Falten,
Wie Sorgen, die nicht wieder flieh'n.

Die Blumen, die mit holdem Winken
Ihr Bild im Wellenspiel geseh'n,
Beginnen müd herabzusinken
Und lassen Blatt um Blatt verweh'n.

V.

Auf der Brücke.

Beklomm'nen Herzens bin ich einst
Geschritten über diese Brücke,
Sie frug: Was ist dir, daß du weinst?
Bin ich dir nicht der Weg zum Glücke?

Nein! rief ich schmerzlich aus und warf
Den Mantel um die Schulter, Thränen
Entlockte mir der Wind, der scharf
Im See erhob die weißen Mähnen. —

Und wie sich Well' an Well' gedrängt,
So rollten rasch dahin die Jahre,
Durch Wolken, schwer um mich verhängt,
Gelangt' ich kämpfend doch ins Klare.

Wie nah dem Sturze sind wir oft!
Schon gähnt der Abgrund, wankt die Diele,
Wir schreiten vor, und kaum erhofft
Sind nahe die ersehnten Ziele.

VI.

Im Abenddämmer.

In den Sonnenuntergang
Tönt von Herden ein Geläute,
Blumen blühn den Weg entlang,
Bunt, wie festgeschmückte Bräute.

Distelköpfchen, Knöterich,
Kleine Lilien, goldne Sterne
Strecken aus dem Schilfe sich,
Und der See rauscht in der Ferne.

Kinderstimmen werden laut
Vor der Hütte brauner Schwelle,
Durch die dunklen Tannen schaut
Eines Herdes Feuerhelle.

VII.

Erster Schnee.

Fernes Hochgebirg erglänzt
Unter goldnem Wolkenrande
In dem ersten Schneegewande,
Wie von Lilien weiß bekränzt.

Deine Ruhe, schönes Licht,
Könnte mit dem Tod versöhnen,
Weil es so erhaben spricht
Von der Ewigkeit des Schönen!

Hermann Lingg.

Nachtlied.

Lieg' ich unzufrieden
Und vom Schlaf gemieden
Nachts im Grübelrausche,
Bis ich, überrege,
Meiner Herzensschläge
Bangen Ton erlausche:

Müde dann der Pfühle,
Such' ich draußen Kühle
Auf dem Wartaltane,
Wo um Sternenweite
Aus dem Erdenstreite
Ich hinaus mich ahne.

Auf den Ring, geronnen
Aus Millionen Sonnen,
Meinen Blick gerichtet,
Fühl' ich dann im Schauen
Leise niedertauen,
Was mein Herz beschwichtet.

Ungezählte Scharen
Ferner Welten fahren
Droben ihre Bahnen.

Wie so klein dagegen
Erdenleid und Segen,
Menschenwerk und Planen!

Doch sogleich dem Kleinmut
Folgt zu stolzem Rein Mut.
Ließ das All nicht reifen
Auf dem Erdgestirne
Augen, Denkerhirne,
Selbst sich zu begreifen?

Droben und hienieden
Durch Begier um Frieden
Ueberall betrogen,
Hat das Weltgebäude
Reine Schönheitfreude
Erst in uns erzogen.

Wie das Oel gelinde
Glättet die vom Winde
Wild bewegten Fluten,
Zaubert Himmelsferne
Ruhe mit der Sterne
Goldnen Wünschelruten.

Mißmut, Sorge schweigen;
Klärst mich ganz uneigen,
Feierliche Stille,
Wie wenn ich verschwände,
Selbstlos nur empfände
Wie der Weltenwille.

Wilhelm Jordan.

Frühlingsfahrt.

So wachs' empor, du junger Tag!
Der Schleier, der ums Haupt dir lag,
Zerflattert vor der Sonnen.
Der schauernde Strom im Licht erblüht,
Auf schmelzendem Eis der Goldstrahl glüht,
Der Frühling hat gewonnen!

Er schreitet zum Ufer am grünenden Stab,
Stromfahren will er zum Meer hinab,
Sein Fahrzeug harrt am Strande:
Der flinke „Kurier", ein Dampfer gut,
Es flattert sein Rauch, er stampft die Flut,
Er löst schon seine Bande.

Das Schwert des Frühlings trägt er vorn,
Den sonneblitzend eisernen Sporn,
Die Schollen zu zerschellen.
An Bord, an Bord, wer zum Frühling hält!
Wir fahren hinein in das starrende Feld,
Des Lenzes Schwertgesellen.

Wir fahren, wo weich uns die Flut umsingt,
Wir fahren, wo knisternd die Scholle klingt,

Sie darf uns nicht hemmen noch halten;
Wir fahren, wo krachend das Eis sich hebt,
Vor dem Sporn aufbäumt, bis die Flut es be-
gräbt,
Vom Schwert des Frühlings gespalten.

Wir brechen dem Winter sein Panzerkleid,
Wir bahnen die Straße so breit, so weit
In lautaufrauschendem Grimme.
O selige Fahrt! Wie es bricht und kracht!
Der Frühling hinter mir jauchzt und lacht,
Ich höre die liebliche Stimme.

Und da ich mich wende — er war's doch nicht;
Ich sah in ein süßes Kindergesicht,
Das lachte mit Augen und Zähnen.
Ihr Händchen hielt eine feine Hand,
Sie schmiegte sich an ein schwarz Gewand,
Ihr Köpfchen anzulehnen.

Und über ihr ragend, frauenmild,
Der kleinen Knospe Blumenbild,
Die Schwarze lächelt hernieder;
Ob Mutter? ob Schwester? ich weiß es nicht,
Ich sah nur das süße kleine Gesicht
In ihrem großen wieder.

Ein wechselnd Antlitz, warm und bleich,
Darin sich, diesem Tage gleich,

Frühling und Winter stritten;
Durchwachter Gram, geträumte Lust,
Wohl süß gewünscht, wohl schwer gewußt,
Und jugendheiß gelitten.

Viel Leute sah ich um sie her,
Den Frühling sah ich nirgends mehr;
Wo war er hingekommen?
Ich starrt' in ihrer Augen Nacht;
Ob die Welle rauscht, ob die Scholle kracht,
Ich hab's nicht mehr vernommen.

Adolf Wilbrandt.

Wanderers Herbstlied.

Der hohe Bergwald steht entlaubt
Und war doch erst so frisch und grün, —
Und wähntest du, begehrlich Haupt,
Du solltest ewig blühn?

Sieh fern im Duft dein Jugendbild!
Es grüßt und lächelt und entschwebt.
Dir wird so still, so wehmutmild;
Getrost, du hast gelebt.

Der Freuden Lenz, der dir verblich,
War sterblich wie der Lenz der Au;
Doch über all dem öffnet sich
Des Himmels ew'ges Blau.

Es kommt ein Tag mit sanftem Licht,
Da führt auch dich dein Weg zur Ruh'.
Was drüben liegt, dich schreckt es nicht —
Drum wandre, wandre zu!

Wilhelm Hertz.



Daheim.

Stets, wenn ich beim Heimgang sehe
Unsres Herdes Rauch,
Rührt mich deine liebe Nähe
Wie ein Frühlingshauch.

Trieb mich einst durchs Weltgedränge
Flücht'ges Traumgebild,
Hier in dieser trauten Enge
Atm' ich tiefgestillt.

Ob es auch an Schätzen fehle,
Reich ist nur, wer liebt,
Wem sich eine reine Seele
Voll und treu ergibt.

Gleich den Sel'gen abgeschieden,
Ruhn wir holdgesellt;
Fernherauf in unsern Frieden
Tost die Qual der Welt.

Wär' uns noch ein Wunsch geblieben,
Wär's das eine Wort:
Weile, Zeit, wie unser Lieben! —
Doch sie gleitet fort.

Was auch kommt, wie sollt' ich zagen,
Hand in Hand mit dir?
Alles, alles will ich tragen,
Bleibst nur du bei mir!

Wilhelm Hertz.

In der Mondnacht.

Durch schlummernde Maiengefilde
Trägt mich der nächtliche Zug,
Und tausend holde Gebilde
Folgen mit leisem Flug.

Sacht rauscht am Weg in den Bäumen
Der Wind von bewaldeten Höh'n —
Ich kann nicht schlafen, nur träumen,
Der Mond scheint gar zu schön.

Mich mahnt die schimmernde Wiese,
Des Himmels dämmerndes Blau
An Frühlingsnächte wie diese,
Wie diese so lind und lau.

Und gäbe dem pochenden Herzen
Ein Wunder die Jugend zurück,
Verlangst du noch einmal die Schmerzen,
Verlangst du noch einmal das Glück?

Die Flammen, die lang verglühten,
Bewegt ihr noch einmal leis,
Ihr Nächte, von silbernen Blüten
Und silbernem Lichte weiß.

Und silberne Stimmen klagen
Und singen die Seele zur Ruh',
Und silberne Träume tragen
Der fernen Heimat sie zu.

Julius Rodenberg.

Meraner Sonette.

Das gelobte Land.

Hier ist das Land, wo Milch und Honig fließen,
Das Paradies der Rosen und der Reben,
Kein Kanaan vermag so viel zu geben,
In keinem Schiras wirst du mehr genießen.

Da wär' es gut, die Pilgerfahrt zu schließen,
Doch besser noch, sie wieder anzuheben,
Wenn Ströme neuer Kraft ein neues Leben
Dir in die frisch verjüngten Adern gießen.

Was immer kommt, es kann nichts Uebles kommen,
Mit Dank auch sei das Letzte hingenommen,
Gesehen hast du das gelobte Land!

Du wirst es gerne deinen Brüdern schenken,
Will sich hernieder auf dein Auge senken
Des Schlummers Wolke, welche Gott gesandt!

Unter den Lauben.

Die Zeit der Dämm'rung ist die Zeit der Lauben.
Im Zwielicht dunkeln schon die Bogengänge,
Da wogt das bunte, wechselnde Gedränge,
Ein Völkchen, sorglos wie ein Schwarm von Tauben.

In hohen Fässern schäumt das Blut der Trauben,
Aus offnen Thüren schallen Zitherklänge,
Dazu der Winzer lustige Gesänge —
Wohl mir! Ans Leben darf ich wieder glauben.

Vom starken Duft des neuen Weines trunken
Und ganz in Daseinsseligkeit versunken,
Verlier' ich mich im fröhlichen Getriebe.

Mein Herz pocht laut und schauert süß beklommen,
Als sollte durch die Lauben wiederkommen,
Vom Mondlicht überglänzt, die erste Liebe.

Beim Wein.

Im Sonnengold die Becher sah ich blinken,
Den Most der Jugend trank ich frisch vom Fasse,
Und schnell bereit zur Liebe wie zum Hasse,
Gehorcht' ich nur des Augenblickes Winken.

Nun heißt es, da die Schatten tiefer sinken,
Daß sich so tolles Wesen nicht mehr passe,
Drum will man, daß ich mich bekehren lasse,
Das Wasser schaler Nüchternheit zu trinken.

Dank, daß die Götter Bessres mir gewährten!
Ich lobe mir den Wein, den abgeklärten,
Und bleibe sein Verehrer, sein getreuer.

Er, der verbrausten Stunden reicher Erbe,
Vermählt die Süßigkeit mit strenger Herbe,
Des Alters Weisheit mit der Jugend Feuer.

Rubein.

Geheimnisvolles Schloß, versenkt in Trauer,
Du bist nicht, was du warst in alten Tagen!
Von Saitenspiel und Liedern hör' ich sagen:
Ein minnefroher Mann war dein Erbauer.

Wo stumm gleich einer hohen Friedhofsmauer
Zum Himmel düster die Cypressen ragen,
Da tönten einst der Liebe sanfte Klagen,
Da bebten aller Wonnen süße Schauer.

Zuweilen nur in sternenhellen Nächten
Rührt sich der Geist von längst entthronten Mächten,
Als gält' es noch um Frauenhuld zu werben.

Der Westwind harft in den Cypressenzweigen,
Ein Singen unterbricht das tiefe Schweigen,
Und wer es hört, der will vor Sehnsucht sterben.

Gestörte Ruhe.

Ich schleiche matt auf sonnverbrannten Steigen,
Kastanie, deinen Schatten will ich segnen!...
O weh, da fängt es spitzig an zu regnen
Mit Stachelfrüchten von des Baumes Zweigen!

Wer der Verräter ist, es soll sich zeigen!...
Und wie ich grimmig späh' nach dem Verwegnen,
Seh' ich zwei Augen funkelnd mir begegnen
Und einen Mädchenkopf herab sich neigen.

Am Baume steht gelehnt die lange Leiter . . .
Ja, schreie nur! Ich schleppe schnell sie weiter
Und laure seitwärts an verborgnem Platze.

Da fährt es wie der Blitz den Stamm hinunter,
Wirft lachend einen Kuß mir zu, und munter
Im Sprung ist sie davon, die wilde Katze!

In der Gilf.

Zerrissen klafft der Fels, und durch die Lücke
Hervor bricht ungestüm des Wildbachs Wasser,
Ein blühend Gartenreich empfängt die Passer,
Darüber wölbt sich hoch die stolze Brücke.

Dort oben an der Brüstung, auf die Krücke
Gebogen, steht ein Mann, ein junger, blasser;
Es spricht sein Leidensblick, sein thränennasser,
Mit bitterm Schmerz von einem letzten Glücke.

Wohl ahnt er, daß, im Abendsonnenstrahle
Verführerisch geschmückt, zum letztenmale
Sein holdes Thal ihm heut' entgegenlacht.

Hinunter in den Abgrund muß er lauschen,
Er hört die Flügel schon des Todes rauschen,
Die fort ihn tragen sollen in der Nacht.

Max Kalbeck.



Nordlands-Lyrik.

Spröde Sonne.

Tagesspenderin, im Fjord
Bangt dir vor dem Bad?
Weihtest lange schon gen Nord
Nimmer mir den Pfad.

Dir begegnend, wenn dein Leib
Taucht empor zum Tann,
Blickt, du schamumblühtes Weib,
Blickt mein Herz dich an,

Fühlt von deines Goldschiffs Bord
Sprühn die Rosensaat . . . . .
Jungfräuliches Bild, — im Fjord
Bangt dir vor dem Bad?

Dezember.

Beflügelt mit stählernen Schuhen,
Auf eisigem Spiegelsmaragd
Im Schweben selband und im Ruhen
Entfesselnd die lautlose Jagd,

Derweil zu kristallenen Kronen
Erstarrte der Wipfel Geäst:
So wurden wir Wintertritonen
Und feiern der Schlittschuhe Fest.

... Still! Höret ihr klingen die Weiten
In blaßroter Ferne verschied
Aus Nordlands begrabenen Zeiten
Ein altes unheimliches Lied.

Juni.

Waldspiegel, Meereswelle,
Der Mittnacht Dämmern hier
Umschleiert kaum die Quelle
Des Frühlichts über dir.

Sie, die nicht Schlaf mehr finden
Vor eitel Glück und Glanz:
Der Tag, der Abend winden
Ihr Blühn in Einem Kranz.

Nur Eine selige Stunde
Ist diese Sommerlust,
Waldwildnis, dir im Grunde,
Waldvolk, in deiner Brust.

Waldmittagszauber.

Wo dort der Imme weiche Stimme
Der Blume dankt den Honigseim,
Der Fels, als ob in Luft er schwimme,
Entglüht und tönet insgeheim,

Wo durch die Farren huscht die Meise,
Im Wipfelschoß der Tauber ruft ....
Dort geht die leise Märchenweise:
Das Lied der Grille und der Luft.

Sommersonntags.

Segelschwingen,
Laßt nun bringen
Unsrer Träume Lust und Leid
Dorthin, wo die Wellen singen
Und verklingen
Fern in Meereseinsamkeit.

In den flachen
Leichten Nachen
Rauschen wir am Strand dahin,
Labend an der ringsum wachen
Laune Lachen
Unsern halbberückten Sinn.

Flagge, steige
Hoch und zeige
Uns ein vaterländisch Dach,
Deine Zweige,
Birke, neige,
Wink' uns Heil vom Walde nach.

Auf der Düne.

Wind, Wind, Ahasver,
Dein Atemholen,
Das niemals stockte,
Scheucht vor dir her
Zu den Polen

Vom Gürtel der Erde,
Von Meer zu Meer
Ohne Ruh' in die Runde
Stunde um Stunde
Die silbergelockte
Wellenherde.
Dein Tritt naht schwer,
Wind, Ahasver,
Und mit Ungebärde
Angstvoll ans Land
Springt sie und brüllt,
Und, ob du dich gewandt,
Sie bleibt, drängt, füllt
Plötzlich des Stranddorfes Gassen:
Leer wird's, — verlassen.

.... Nur Einer träumt hier
Und empfindet von dir,
Wind Ahasverus,
Ums Haupt einen Hauch
Und wehe, — im Pulsschlag
Spürt er ihn auch.

Es will.

Es will so gerne schlafen,
Das alte müde Meer,
Will nicken, wie im Hafen, —
Der Busen geht ihm schwer.

Der Sturm in seinen Locken,
Um den vor großer Not
Es tief im Grund erschrocken,
Der Sturm der heißet Tod.

Der läßt das Meer nicht liegen,
Nicht leuchten schlummersatt,
Nur wiegen soll es, wiegen,
Die er begraben hat.

Voll Mitleid sehn vom Hafen
Die Augen Gottes her,
.... Es will so gerne schlafen,
Das alte müde Meer.

Georg von Oertzen.

Orpheus.

I.

Sie trugen ein Verhülltes mir
Auf Zweigen aufgebahrt heran,
Da fühlt' ich ein gewaltiges,
Ein ungeheures Schicksal nahn.

Und eh' das Tuch gehoben ward,
Da wußt' ich auch schon, was ich fand,
Und eh' ein Wort gesprochen war,
Deckt' ich es auf mit eig'ner Hand.

Scheu blickten sich die Freunde an
Und weinten still und wandten sich,
Ich aber hob dein Haupt empor
Und sagte nichts und küßte dich.

II.

Habt Dank, ihr Götter, daß ihr das große Leid
In Blitz und Schlag mir alles vereint gesandt,
Daß langsam nicht des Lebens Säulen
Grollender Stöße Kraft gewichen.

Der Knabe nicht allein, den des Adlers Flug
Aufwärts zum lichten Sitze der Wonnen trug —
Auch jene, die in Jovis Anschaun
Feurigen Tod fand, ist geheiligt.

Geblendet schließ' ich, schließe die Augen zu
Und bete nur: Ach, daß ich entschlummerte!
Nun ist der Hades mir die Erde,
Mir die pierische Flur der Hades!

III.

Als nun die Freunde auf den harten Scheiten
Das süße Totenbild gebettet hatten,
In heil'ger Feuersglut es zu bestatten,
Da konnt' ich festen Fußes sie geleiten,

Mit meiner eig'nen Hand in die geweihten
Gefäße Rauchwerk streun und Opfergaben,
Und Rosen, süß mit Düften sie zu laben,
Ihr sanft zu Häupten legen und den Seiten.

Und als die reinen Flammen aufwärts schlugen,
Da fühlt' ich feierlich mein Herz erhoben,
Das sie auf ihren Schwingen mit sich trugen —

Bald war in die kristallne Luft zerstoben,
Was sterblich war. Ich beugte mich, zu loben
Die hohen Götter im Olymp dort oben!

IV.

Und als des Tages Bilder nun zerrannen,
Konnt' ich gelassen mich aufs Lager strecken —
Ja, meinem Knaben wehrt' ich, mich zu wecken,
Denn einen Traum von ihr hofft' ich zu bannen!

Ich schlief. Und mit dem Schlummer wich von
dannen
Ein jed' Gedenken, Hoffnung, Furcht und Schrecken,
Der Schleier dichtesten, mich zu bedecken,
Lieh mir der Schlaf und wich nicht eh' von dannen,

Bis durch den Vorhang purpurn glomm der
Morgen.
Da wacht' ich auf, ich suchte ihre Hand,
Das Herz, das an dem meinen sich geborgen —

Kalt alles, kalt — ich taste an der Wand,
Das Auge starrt, Gewißheit zu gewinnen —
Da schrie ich auf, da kam mir das Besinnen.

V.

Es steht ein Fels in tiefer Waldesnacht,
Auf den kein Stern und keine Sonne scheint,
Von wüstem Unkraut wuchernd überdacht,
So weltverlassen, elend und verweint.

Aus wilden Wurzeln ringelt schillernd sacht
Die Schlange sich, erlauernd ihren Feind,
Hier zischt und heult und rohrt's, als wenn zur
Schlacht
Sich alle Schrecken grauenvoll vereint.

Da hab' ich, unvermögend, mich zu fassen,
Die wild ergrimmten Schmerzen losgekettet
Und ihrer Wut die Seele überlassen.

Sie trafen gut, sie schlugen ihre Klauen
Ins tiefste Mark, bis mich vor ihrem Grauen
Ohnmächt'ger Schlummer jammervoll errettet.

VI.

Festangeschmiedet in der Seele Tiefen,
Da ruhen mir die Seufzer und die Worte,
Die sonst so leicht auf meinen Lippen schliefen —
Ach, daß der Strom gerade jetzt verdorrte!

Dem Schmerze Luft! Daß aus dem starren Horte
Die toten meine Wünsche aufwärts riefen! —
Vergebens, ach! Verschlossen bleibt die Pforte,
Durch die sie willig, leichtbeflügelt liefen.

Und ihr, warum in dieser schweren Stunde,
Ihr süßen Tropfen, die so oft geflossen
Bei mind'rem Leid, bei holden Glückes Kunde —

Warum so spärlich quellt ihr und verdrossen
Und bleibt gebannt auf meiner Augen Grunde,
Als wärt mit meinen Quälern ihr im Bunde?

VII.

Ich saß an meinem Lager, ganz verloren
In wesenloses Träumen, das zu zwingen
Mir nicht die Kraft ward trotz des Willens Ringen,
Da drang mir wunderbarer Ton zu Ohren —

Wie einer Seele Reden, wie der Horen
Melodisch Schreiten, der Gestirne Singen,
Wie der gebenedeiten Wellen Klingen,
Als schäumend sie die Schönheit selbst geboren.

Ach! meine Leier war es, die verwaiste,
Die mit den zarten Flügeln die Libelle,
Die bläuliche, gestreift, die mich umkreiste —

Da jauchzt' ich auf wie ein Erlöster, helle
Ward mir's im Herzen, und es wich der Gram,
Als ich die goldne Tröst'rin zu mir nahm.

VIII.

Nun halt' ich dich beseligt in den Händen,
Und wieder wie in hold'ren Tagen gleiten
Vom Gott gelenkt die Finger durch die Saiten,
Um willenlos den schönsten Sang zu enden.

Wie unter der Geliebten Hand Päonen
Und Rosen sich von selbst zu Kränzen bogen,
Von unsichtbarer Macht zum Rund gezogen,
So schlangen mir die Töne sich zu Kronen.

Nun halt' ich dich aufs neue, meine Leier,
Und wie du oft mein jugendliches Sehnen
Gebändigt und getrocknet meine Thränen,
Verkläre mir das Schwerste jetzt zur Feier.

Ja, töne, töne! Daß aus dieser Wildnis,
Aus dem chaotischen Gewühl der Schmerzen
Die Welt sich wieder ründe mir im Herzen
Zu Farb' und Formen, zu Gestalt und Bildnis.

Sie tönet, horch'! Wie wilder Bergstrom flutet
Der erste Sturz, dann voller stets und weiter,
Der Weg wird hell, das Thal wird frei und heiter,
Von Sonnenblendung jählings überflutet.

Es kleidet sich das wilde Felsgeschiebe
Mit zartem Grün, mit Blumen und mit Bäumen,
Ein Regenbogen steigt aus Wolkensäumen,
Und leuchtend in dem Weltall thront die Liebe!

Heinrich Bulthaupt.

Verglühender Tag.

In blühendem Gartenlande
Liegt einsam, von Flieder umbuscht,
Ein Brunnen mit leckem Rande,
Um dessen Steinguirlande
Der Blätterschatten huscht.

Zu heiliger Jugendstunde,
Als glühend und ohne Laut
Die brütende Gartenrunde,
Hab' dort mit bebendem Munde
Ich meine Liebe vertraut.

Und Stille. Im Glutgeflimmer
Des Mittags erstarb mein Wort.
Ich wandte mich ab für immer,
Zu wandern durch Staub und Schimmer
Weit über die Haide fort.

Nun hab' ich den Schritt gewendet
Zur Heimat, müde und alt,
Und keine Sonne mehr blendet.
Die Liebe hat nie geendet,
Sie wurde nimmer kalt.

Noch rieselt mit lecken Seiten,
Geborsten, der Marmortrog,
Darüber aus Parkesweiten
In süßen verschollenen Zeiten
Der Liebsten Lachen flog.

Und wieder, wo einst wir gesessen
Umspinnt mich heißstrahlender Tag:
O Jugendglück, nicht ermessen,
O Liebste, niemals besessen,
Kommt, daß ich danken mag.

Ich will nicht grollend vergeben,
Doch segnen dich, tiefgerührt,
Daß einst du mit Widerstreben
Durch ein verworrenes Leben
Den Pflug des Schmerzes geführt.

Es hat sich dem Greise gelichtet
Vergangnes, von Hüllen befreit,
Was ihm versagt und vernichtet
An Glück, war Aussaat, gerichtet
Der rauschenden reifenden Zeit.

Wohl hab' ich verträumt in Gedanken,
Vertrauert manch Lebensziel . . .
Vorüber — durch neue Ranken
Treibt wechselnd, mit Zittern und Schwanken,
Die Sonne ihr Schattenspiel.

Und traumhaft plätschert der Bronnen —
Das klingt wie süße Mär,
Als ob das Leben verronnen,
Und ewiges Glück begonnen
Im Himmel wär'.

Pr. Emil zu Schönaich-Carolath.

An die Hoffnung.

Die du zum Kranze dir den Regenbogen webst
Und über'm Schlund der Nacht auf Sonnen-
flügeln schwebst,
Ich rufe dich, o Hoffnung, kehre,
O kehre wieder ein in dies verarmte Herz,
O hebe dieses Aug' aufs neue himmelwärts
Und trockne seine heiße Zähre;
Die du der Teufelsqual den Trost der Engel
bringst,
Wer lebt dies Leben noch, wenn du ihm untergingst?

Du knüpfst den Scheiternden an den zerbrochnen
Mast,
Wenn mit den Mörderklaun die See sein Schiff
gefaßt,
Und alle Planken berstend krachen;
Du hältst im Tauwerk ihn, dran schon die Hand
erstarrt,
Daß er noch tagelang, noch lange Nächte harrt,
Auf Rettung harrt im Todesrachen;
Auf Rettung, lungre gleich schon auf den Fraß
der Hai,
Auf Rettung, kreische gleich Triumph der Möwe
Schrei.

Dem todeswunden Mann auf nächtigem Schlacht-
gefild,
Dem auch kein Tröpflein Tau des Durstes Wahn-
sinn stillt,
Schärfst du den Blick nach allen Seiten;
Stärkst du die Brust zum Ruf, ob nicht durch
Blut und Pest
Hilfreich das rote Kreuz sein Banner flattern läßt,
Ob Götter nicht ein Heil bereiten.
Und heißt sein rinnend Blut dich scheiden,
schließest du
Barmherzig wie zum Schlaf das müde Aug'
ihm zu.

Dem Greise, der am Ziel ausruht und lebenssatt
Hinabschaut in die Nacht der letzten Lagerstatt,
Spielt noch ums Haupt dein Zaubersegen;
Du führst durch Finsternis von Grab und Staub
und Tod
Mit Rosenfingern ihm ein blasses Morgenrot
Jenseits des Acheron entgegen.
Wie um Mitsommernacht die goldene Flut des
Lichts,
Sinkst du im West und tauchst schon auf im
Ost des Nichts.

Wo sich ein Fuß verirrt, du sendest deinen Stern,
Und wo ein Herze brach, du heilst es, ach, wie
gern,

Und von der Brandstatt steigst aufs neue,
Ein Phönix, du empor. Da alle Götter flohn
Und Wüste ward die Welt, hieltst dem verstoßnen
Sohn
Des Staubes du allein die Treue,
Und was Kronion ihm auf eherner Wag' auch
wägt, —
Mitleidig hast du ihm die Bind' ums Aug' gelegt.

Nur ich Verfluchtester, ich starre klaren Blicks
Die Weberinnen an am Webstuhl des Geschicks:
Ich weiß, der Hai wird mich verschlingen,
Ich weiß, mein Lebensblut versickert in dem Sand,
Ich weiß, jenseits der Styx wird in ein gastlich
Land
Mich nie der schwarze Nachen bringen,
Und zähneklappernd heult mir die Verzweiflung zu:
„Wenn dir die Hoffnung starb, o Mensch, was
lebst denn du?"

Arthur Fitger.

Am Brunnen.

Am Brunnen, am Brunnen, o seliger Traum
Beim Dämmern der tauigen Nacht!
Es rauscht und es rieselt der silberne Schaum,
Und das heimliche Sehnen erwacht.
Dort drüben am Garten, da klirret die Thür,
Und leise erknirschet der Sand.
Mein herziges Liebchen, sie wandelt herfür,
Den blinkenden Krug in der Hand.

Am Brunnen, am Brunnen, o wonniges Bild!
Hoch schürzt sie das faltige Kleid;
Und sie grüßt und sie lächelt so heimlich und mild,
Als sei's um den Liebsten ihr leid.
Noch muß ich ja harren in schweigender Qual,
Bis die säumige Stunde verrinnt;
Noch lärmt ja das Leben durch Halle und Saal,
Und die Rächer sie reiten geschwind.

Am Brunnen, am Brunnen, o zitternde Lust,
Wenn alles in Schlummer versank!
Ich drücke sie heiß an die pochende Brust,
Mein Herz ist vor Minne so krank!
Im Garten wie still, und wie still im Palast!
Die Flut nur, die rauschende, wacht . . .
Und Lippe auf Lippe, so halten wir Rast
Am Brunnen in tauiger Nacht.

Ernst Eckstein.

Freundschaft und Liebe.

Du hast mich lieb! Von Gluten übergossen
Ist deine Stirn, wenn dich mein Blick erschaut,
Und hielt die Scheu auch deinen Mund verschlossen,
Du hast zu viel dem Auge anvertraut!
Ich weiß, daß sie dich stolz und spröde nennen,
Weil du verschmähst der Gecken eitle Schar. —
Wie würde nun mein Herz in Flammen brennen,
Wär' ich ein Jüngling — und erst zwanzig Jahr!

Dich schmückt der Schönheit Reiz. Im vollsten
Glücke
Auf weichen Armen dich das Leben trägt,
Doch zwischen dir und mir ist nur die Brücke,
Wie sie die Hand aufricht'ger Freundschaft schlägt.
Ich seh's, wie deine Augen leuchtend sprühen,
So oft dein Ohr auf meine Rede lauscht,
Doch wähnst du, Kind, in Lieb' für mich zu glühen,
Und bist von deiner Jugend nur berauscht!

Die Jugend ist's in ihrem Ueberquellen,
In ihrer jähen Glut, mein liebes Kind,
Wenn in des dunklen Haars gelösten Wellen
Du wühlen lässest in der Nacht den Wind.

Sie dichtet, Kind, um meine Stirn, voll Falten,
Den unverdienten, goldnen Heil'genschein! —
Laß fest als Freund mich deine Rechte halten,
Doch der dich liebt, das muß ein andrer sein.

Nein, keinen Hohn ums scharfgeschnitt'ne Münd-
chen!
Nicht balle du die Händchen, fein und weiß! —
Ich gebe nicht für süße Schäferstündchen
Die Ruh', den Frieden unsrer Herzen preis.
Vertrauensvoll magst du dein Köpfchen legen
An meine Brust, doch bleibt der Sinn mir klar,
Und wenn dir lacht einst echter Liebe Segen,
Dann wirst du's achten, daß ich ruhig war! —

Mein liebes Kind! Vergönn', daß diesem Namen
Ich meiner Brust Empfinden anvertrau',
Auch dann, lieb' Herz, wenn andre Jahre kamen,
Und vor mir steht beglückt die junge Frau.
Schon schärft den Pfeil der schlaue Gott der Minne;
Bald kommt der Rechte, und du sagst nicht Nein! —
Ich hab' dich lieb in treuem Freundessinne —
O, bleibe du mein liebes Töchterlein! —

Emil Rittershaus.

An das Leben.

O Leben, Leben, preisen muß ich dich!
Vor dir und hinter dir der dunkle Tod,
Und du dazwischen, licht mit freud'gem Puls!
Ich preise dich nicht bloß um deine Schöne,
Um deiner Wesen und Gestalten Fülle,
Nein! auch um jenen wundersamen Hauch,
Der dich verklärt, da dein nur die Minute.
Aus ewig unerforschten Tiefen steigst du
Empor ans Licht, in tausend Farben schimmernd,
Entzückend anzuschaun, und sinkst zurück.
Ein Augenblick nur ist's, doch schließt er ein,
Was durch Aeonen sich vor ihm bereitet;
Ein Augenblick nur ist's, jedoch der höchste,
Der alles Sein erschöpft und einzig herrscht.
Du bist, du giltst! Ein frisches Blatt ist mehr
Als wie der tote Cäsar. Das zu fühlen
So recht im Herzensgrund, welch ein Besitz!
Wie sänne der beflügelte Gedanke,
Der, aus der warmerglühten Seele kommend,
Durchfliegen kann die weite, reiche Welt,
Wie sänn' er brütend die Vergänglichkeit?
Wie gäb' er auf, was sein, was ihn geboren
Und nur allein die Schwinge ihm verleiht? —

O Leben, Leben, preisen muß ich dich!
Und wüßt' ich bess'res, deiner wert zu sein,
Als in dir aufzugehn, dir hingegeben
So voll und ganz, wie du dich offenbarst?

Stephan Milow.

An den Schmerz.

So zogst du wieder in mich ein nach Tagen,
Da ich umhergeschweift im Feuerdrange,
Entronnen jeder Fessel, jedem Zwange,
Mir vorgesetzt, das Kühnste selbst zu wagen.

Das war mir erst das Leben, und getragen
Von einem Hochgefühl, so schlürft' ich lange
Und reuelos dies Glück voll Sang und Klange,
Bis du erschienst, ein Wörtlein mir zu sagen.

Allein du schreckst mich nicht. Sei mir willkommen,
Du ernster Gast! Und glaube mir, ich finde
Mich schnell in dich, wieviel du mir genommen.

Sieh, wie ich selbst den Dornenkranz mir winde,
Indes ich Heil! mir rufe, still erglommen,
Daß ich dich noch als Läuterung empfinde.

Stephan Milow.

So vieles Glück, so vieles Leid.

Nach dem Begräbnis meiner Gattin.

Geh' ich die Stufen auf und ab,
Die ich daheim zu wandeln hab',
So ruft mir jede, jede zu:
„O wie allein, allein bist du!

„Wo blieb die Frau, dein Stolz und Licht,
Das augenhelle Angesicht,
Das wie ein Himmel dich umfing,
Wenn sie an deiner Seite ging?"

O alles, alles nicht mehr mein!
Die dunkle Erde schließt es ein,
Und fremde Hände trugen's fort,
Sie fragten mich kein einzig Wort.

Doch eine andre Stimme rief:
„Dank' deinem Himmel, dank' ihm tief,
Der dich an aller andern Statt
In ihr so reich gesegnet hat.

„So vieles Leid, so vieles Glück!
Jetzt nahm der Himmel es zurück,
Der uns beim schönsten Freudenfest
Doch eine Stunde weilen läßt."

Johann Georg Fischer.

Zum Liede geweiht.

O laßt mir den Hauch, der hieher mich trug,
Der die Seele mir füllt, und ich hab' genug.

Ein Streiflein Sonne, ein Lüftchen kaum —
O labende Liebe! geliebter Traum!

So sprach er, der unter den Bäumen sann,
Als eine Stimme ob ihm begann:

„Gleichwie du mich liebst und glaubst an mich,
So lieb' ich dich und so beseel' ich dich.

„Vollende dein Glück, heut' blüht es hier,
Und morgen steht es erfüllt vor dir:

„Ein Jüngling erhebt sich von diesem Ort,
Der singt es als Lied in die Lüfte fort,

„Das bist du selber, und er ist du,
Und allen Kommenden trägt er's zu.

„Denn die Liebe ist wie der Himmel weit,
Und dein Glaube ist deine Ewigkeit."

Johann Georg Fischer.

An das Alter.

Dich schmäht der Menschheit Mund, ehrwürd'ges
Alter,
Du schreckst sie wie das schlimmste der Gespenster,
Der Jugend nur gilt ihres Lobes Psalter.

Nach Jugend trachten all' in heißem Drange,
Doch ab von dir stets wenden sie die Blicke
Und flüchten vor des Lebens Niedergange.

Denn nah' ist dir der Tod — so geht ihr Sagen —
Und du entführst uns die Genüsse alle,
Die uns erfreut in fernen Jugendtagen.

Ich aber mag der Zeiten gerne denken,
Wo du, o Alter, sanft mich wirst beschleichen,
Wenn Götter deines Nahens Gunst mir schenken.

Tod ist dir nah', doch Tod kann mich nicht schrecken,
Er führt uns heim zu besseren Gestaden
Aus dieses Erdballs leiderfüllten Strecken.

Und thut er's nicht: senkt er in ew'gen Schlummer,
In traumlos-tiefen, jene, die er bändigt,
Daß sie vergessen all des Lebens Kummer.

Und Freuden, die den Greisen du entrissen,
Sie wiegen leicht und zählen traun zu jenen,
Die ohne Reu' ein edles Herz kann missen.

Du bringst zur Ruh' den Taumel toller Sinne,
Der Jugend Wahn und ziellos-eitles Sehnen,
Die keinem je gereicht noch zum Gewinne.

Fernab verbraust der Sturm der Leidenschaften,
Sinnloses Hoffen, thörichte Begierden,
Die einst uns Qual und böse Tage schafften.

Und über uns kommt wunderbare Klarheit,
Kein Nebel trübt das Auge mehr des Alten,
Und wir erschaun des Lebens volle Wahrheit.

Entflohen ganz der Sinne schnödem Frone,
Erheben wir uns in des Geistes Aether
Und wandeln gern in seiner reinen Zone.

Der Seele König ist jetzt der Gedanke;
Und der vordem gekeucht im Joch der Wünsche,
Weit überfliegt er jede Erdenschranke.

Drum, Alter, — dünkt mich — preis' ich dich mit Fuge,
Und nach des Lebens mühereichen Tagen
Als Freund heißt dich willkommen gern der Kluge,

Wenn Götter nur zwei Bitten noch erhören,
Daß Siechtum nicht des Leibes Mark vergifte,
Und Sorgen nicht des Geistes Aufschwung stören.

Und folgt gar für Verdienst dir als Geleite
Der Ruhm, dann muß Gerechtigkeit dir reichen
Die Palme in der Lebensalter Streite.

Albert Möser.

Frühlingsahnung.

Wann kommt des Frühlings Wonne,
Daß sie mein Herz erquickt, —
Nach jedem Strahl der Sonne
Mein Auge sehnend blickt,
Nach jedem Windesweben,
Nach jedem Wolkenzug,
Nach jedem Knospenstreben,
Nach jedem Vogelflug.

Schon schimmert an dem Himmel
Ein hoffnungsreiches Blau,
Der Wolken dicht Gewimmel
Wird licht und silbergrau, —
Bald trägt die Erde wieder
Ihr grünes Feierkleid,
Und Nachtigallenlieder
Versühnen alles Leid.

Eduard Paulus.

Sommersonnwendnacht.

Draußen ist die Rosenzeit,
Aber Stürme wüten
Durch die Nacht, — die Heide weit
Wird bedeckt mit Blüten.

Höre bis zu mir herein
Die Gewitter tosen, —
Heute noch im Abendschein
Ging ich unter Rosen.

Morgen unter'm leeren Strauch
Sitz' ich bei der Linde,
Und den süßen Frühlingshauch
Ich nicht wieder finde.

Böse Geister gehen um
An der Weinberghalde,
Und die Vögel werden stumm
In dem grünen Walde.

Eduard Paulus.

Weißt du?

Weißt du, wenn du sterben mußt,
Wenn du darfst die Flügel heben?
Darum soll in deiner Brust
Nie ein Liebesklang verbeben.

Sprich ihn rasch und köstlich aus,
Ohne Furcht und ohne Zagen,
Eh' sie dich ins dunkle Haus
Unter Leid und Thränen tragen.

Mancher kehrte gern zurück,
Doch er darf nicht wieder kommen
Und hat sein und fremdes Glück
Mit sich in das Grab genommen.

Eduard Paulus.

Dornenkranz.

Du drücktest mir mit zarter Hand
Ins Haar den Kranz von dunklen Rosen;
Ach, allzuspät hab' ich's erkannt:
Es waren keine dornenlosen!

Von ihrem süßen Duft berauscht
Hab' ich in sonnigen Sommerstunden
Nur Blick und Kuß mit dir getauscht
Und nicht gefühlt des Hauptes Wunden.

Ich sah die welken Rosen bald
Im Sturm zerflattern und zerstieben;
Kahl ward das Haupt wie dort der Wald —
Die scharfen Dornen sind geblieben!

Georg Scherer.

Rückblick.

Fünf Jahre abermals verflossen!
Wo blieb die Zeit? Wo flog sie hin?
Gelitten hab' ich und genossen;
Kaum fühl' ich, daß ich älter bin.

Zwar weben graue Silberfäden
Sich schon in meines Vollbarts Gold;
Doch bleib' im Thun ich noch und Reden
Der süßen Jugendthorheit hold.

Nur Eine Thorheit ausgetrieben
Hat mir der letzten Jahre Flucht,
Die Thorheit, die im reinsten Lieben
Doch eig'nes Lebensglück nur sucht.

Neun Jahre waren hingeflogen
Im Liebesrausche. Wüstensand
Durchfurcht' ich froh und Meereswogen
Mit der Geliebten Hand in Hand.

Wohl sucht' ich ihrem Glück zu leben;
Doch lebte mehr sie meinem Glück
Und zog, mir selbstlos hingegeben,
Mich unbewußt zu mir zurück.

Da fing es plötzlich an zu wimmern,
Zu lachen an in meinem Haus,
Da sah ich Kinderaugen schimmern —
Und mit der Selbstsucht war es aus.

Denk' ich der Zukunft jetzt mit Sorgen,
Bin ausgelöscht ich selbst darin;
Der Kleinen Heut', der Kleinen Morgen
Füllt meine Sorge, meinen Sinn.

Und schweif' ich nicht mit meiner Lieben
So frei wie einst von Land zu Land, —
Das Glück, das enger nun umschrieben,
Legt wärmer noch uns Hand in Hand.

Karl Woermann.

Lyrik.

Nur was sich deiner Brust entrang
Wie aus der Wolk' ein Wettern,
Weckt fremdem Herzen gleichen Klang
Und lebt in toten Lettern.

Nur Dieses bleibt von dir zurück,
Weil's dein war unbestritten, —
Geweintes Weh, gejauchztes Glück
In Marmorstein geschnitten.

Das Andre, ob du's noch so schlau
Ersonnen und gedrechselt,
Bleibt wesenlose Kleiderschau,
Die mit der Mode wechselt.

Drum, willst du nicht ein Schneider sein
Im Reiche der Gedanken,
Schreib' dich nur ins Gedicht hinein
Und setze so dir Schranken!

Besser ein Ich in schlechtem Rock
Mit der und jener Blöße,
Als ein erhabner Haubenstock
Der anempfundnen Größe.

Ludwig Schneegans.

In den vier Wänden.

Sorgenschwerer Winternebel draußen,
Zeigst so recht mir Alles Grau in Grau,
Und vom Kummer bei der Hand genommen,
Halt' ich ernste, stumme Leichenschau.
Heißgeliebte Wünsche, Hochgefühle,
Die ich einst im Sonnenglanz gehegt
Reichen Herzens, hab' ich nacheinander
Jahr für Jahr ins frühe Grab gelegt.
Die ich fest umschloß in warmer Treue
Nahm der Tod mir oder der Verrat;
Stimm' und Schrei, mein Wirken und mein Ringen,
Spurlos schwand's auf dem verschneiten Pfad, —
Und ich fühl' mich, aller Welt entfremdet,
Als ein abgeschiedner, irrer Geist,
Der, wie fromme Märchen uns erzählen,
Um die Stätten frühern Daseins kreist.
Das Geliebte halt' ich wohl umschlungen
Mit der Schattenarme Zärtlichkeit;
Doch es sind nur noch Erinnerungen,
Und versunken ist für mich die Zeit. . . .
Da poltern aus ihrer Schule
Zu mir ins Zimmer herein

Zwei Kinder — meine Kinder —
Allmächtiger Sonnenschein!
Blut strömt mir durch die Glieder;
Gebrochen ist der Bann:
Da steh' ich aufrecht wieder,
Für euch, ein lebendiger Mann!

Ludwig Schneegans.

Solamen victi.

Alles kann die Welt dir nehmen,
Was von dir sich trennen läßt:
Herz, bleib fest!
Dein, vor jedem Handstreich sicher,
Bleibt ein Schatz, ein königlicher:
Dein Lieben.

Schänden können sie dir deiner
Ideale Gotteshaus:
Herz, halt aus!
Dein, ob dich die Welt verdamme,
Bleibt der Liebe Zwillingsflamme:
Der Haß.

Selbst die Hoffnung läßt sich rauben
Aus dem Winkel, der sie barg:
Herz, sei stark!
Dein, aus dir herausgeboren,
Bleibt das Reich mit goldnen Thoren:
Der Traum.

Und wenn Traum und Haß und Liebe
Schwinden wie der Schnee im März,
Ruhig, o Herz!
Ob in Rosen, ob in Banden
Du die Heimfahrt überstanden,
Wird bald gleich sein für und für.

Ludwig Schneegans.

Herbstritt.

Wie unter meines Rosses Hufen
Das welke Herbstlaub rauscht im Hain,
Ist mir's, als hört' ich Stimmen rufen:
„Wo willst du hin? Halt ein, halt ein!
Hier ist gut ruhn, hier leg' dich nieder;
Wohin noch treibt dich die Begier? —
Was du verloren, kehrt nicht wieder,
Und welkes Laub rauscht dort wie hier.

„Wir, die bis hierher dir Genossen,
Ziehn ferner nicht mit dir vereint,
Ich, deine Jugend glanzumflossen,
Die Freundschaft ich, die's redlich meint;
Und, der dein Ohr so gerne lauschte,
Wenn sie's mit Schmeichellaut beschlich,
Die dich betrog, die dich berauschte,
Auch ich, die Liebe, lasse dich!"

Und wie die Stimmen leis verhallen,
Wird müd' mein Roß, mein Herz so schwer,
Stets dichter, immer dichter wallen
Bleigraue Nebel rings umher;

Zur Ruh', nach der ich heiß verlange,
Neigt todesmatt mein Haupt sich schon,
Da — horch'! — mit hellem Glockenklange
Reißt mich empor ein neuer Ton:

„Um sie, die treulos dich verließen,
O Freund, laß alles Klagen sein;
Was sie dir schmeichelnd nur verhießen,
Ich kann dir's schenken, ich allein!
Sei, was verloren ist, verloren,
Nicht rückwärts blick', hier bin ich, hier!
Voran! Voran! Dem Roß die Sporen!
Ich bin das Glück! Auf! Folge mir!"

Carl Hecker.

Herrenalb.

Ach, ein Traum aus goldnen Tagen,
Ach, ein Traum voll Glanz und Duft
Macht das Herz mir höher schlagen,
Seh' ich Schwarzwaldtannen ragen,
Atm' ich wieder Schwarzwaldluft!

Stilles Thal, wie Liebeslocken
Zog's zu dir mich unverwandt,
Wie ein Klang vertrauter Glocken,
Wie ein Hauch von Blütenflocken
Drang dein Gruß ins fremde Land.

Und so grüß' ich dich denn wieder
In der Berge treuer Hut,
Rauschend über Felsen nieder
Stürzt dein Bach, und müde Glieder
Tauch' ich in die klare Flut.

Wilder Bach, du klarer, spüle
Alten Gram mir aus der Brust,
Waldesnacht, du duft'ge, kühle
Heiße, schmerzliche Gefühle,
Weck' mir neu die alte Lust!

Alles will in Grün zerfließen:
Blick' ich von des Berges Rand,
Hell und dunkel seh' ich's sprießen,
Grünen Wald und grüne Wiesen,
Grünumrankte Felsenwand.

Hoffnungsfarbe, duftumwoben,
Wie dein Glanz dies Thal erfüllt,
Fühlt mein Herz sich neu gehoben,
Und der Nebel ist zerstoben,
Der die Welt mir grau verhüllt.

Carl Hecker.

Wiedersehen.

Ein muntres Kind mit blondem Haar,
Mit rotem Mund und blüh'nden Wangen,
Mit Augen, wie die Sonne klar,
So hielt ich scheidend dich umfangen;

Ein weißes Kleid, dein ganzer Putz,
Umfloß die zarten, schlanken Glieder,
Ich ließ dich in der Engel Schutz, —
Und heut', nach Jahren, kehr' ich wieder.

Find' ich das frohe Kind? — O nein,
Ein bleiches Weib seh' ich dich wieder,
Mit kaltem Blick wie Mondenschein,
Im Purpurkleid die stolzen Glieder.

So hast die Farben du vertauscht,
Wie Ton und Sitte es verlangen,
Dieweil der Purpur dich umrauscht,
Erstarb das Rot auf Mund und Wangen.

Carl Hecker.

Paradies.

Welch' weiten Weg hat dieses Wort durchflogen!
Am Gangesufer sonnig auferstanden,
Gewiegt von Lotos' blühenden Guirlanden,
Ist es als Traum der Menschheit ausgezogen;

Der Euphrat trug es still auf blauen Wogen,
Wo Griechen es und Römer schlummernd fanden
Und überschifften nach den fernsten Landen,
In Strahlen glänzend wie der Regenbogen.

Soll es den Ursprung, soll's das Ziel bedeuten?
Wird es als Sage durch die Zeiten treiben,
Um deren Sinn sich alle Völker streiten?

Stets ungelöst wird es ein Rätsel bleiben,
Weil nicht der alte Traumgott uns gelogen,
Weil wir uns selbst ums Paradies betrogen.

Rudolf Graf Hoyos.

Unverwüstlich.

Also schon die vierzigmal
Reist' ich um die Sonne,
Sah der Wälder Winterqual,
Fühlte Wärm' und Wonne.

Licht wieviel sah ich erglühn,
Wieviel Lust erkalten!
— Wieder Reif, und wieder Grün:
Alles bleibt beim alten.

Wieder, wieder Rosenduft
Schattendunkler Lauben;
Schon in gold'ger Ernteluft
Wieder schwell'n die Trauben.

Immer geht's die Welt entlang
Noch in dreistem Fahren:
All die Welt so jung und blank
Wie vor all den Jahren!

Immer noch die Seele spannt
Sehnend sich ins Ferne,
Immer ruht sie noch gebannt
Unter traute Sterne.

Muß denn all die Liebeslust
Endlich nicht verderben?
Endlich in gekühlter Brust
Nicht das Drängen sterben?

Wirklich nur das Leben schwingt
Lieblich sich im Kreise?
Durch den holden Wechsel klingt
Stets die gleiche Weise?

— Geht's denn, daß so wunderlich
Sich das Herz bewahre?
Süßes Leben, trage mich
Noch durch hundert Jahre!

Hans Hoffmann.

Beruhigung.

Einmal muß die Sonne wenden
Abendwärts den Lauf zurück;
Einmal mußte doch sich enden
Jener Jugend Morgenglück.

Ja, du durftest um sie klagen,
Wie man um Geliebte weint:
Aber schon, nach trüben Tagen,
Rein des Herbstes Sonne scheint.

Nur die Jahre sind verflossen,
Nur das Tote sich begräbt,
Lebend bleibt, was du genossen,
Stetig bleibt, was du gelebt.

Und so laß die Lust entschwanken,
Und so durfte sie vergehn,
Denn in Liedern und Gedanken
Wird sie fröhlich auferstehn.

Nach der Jugend sonnigem Streben
Nach der Hoffnung goldnem Trug
Dich beruhigt auszuleben,
Gibt der Zukunft Heil genug.

Hans Hoffmann.



Zwei Blüten.

Ich sah im Sonnenglanze
Zwei Blüten, dicht geschmiegt,
Um die mit frischem Kranze
Das Laub, das dunkle, liegt.

Ich sah durchs Grün sie blinken —
Wie ist die Welt so groß!
Ich sah sie müde sinken,
Wie ist so weich das Moos!

Wär' uns dies Los zu eigen:
Ein Lebensstamm, ein Laub,
Ein Wiegen in den Zweigen
Und eine Rast im Staub!

Adolf Stern.

Zum Berge!

Zum Berge mußt du klimmen,
Willst du die Welt versteh'n,
Des Thals verworr'ne Stimmen
Versinken und verweh'n.
In klaren Lüften stärken
Wird sich die Seele dein,
Du siehst bei großen Werken
Das Menschentum so klein!

Zu Berge mußt du steigen,
Soll deinen Augen klar
Sich Erd' und Himmel zeigen
So völlig wunderbar!
In deiner Brust Erweiten
Kommt's heilsam über dich,
Der Leidenschaften Streiten
Löset zum Frieden sich!

Zum Berge mußt dich heben,
Willst du dich recht erfreu'n,
Und jugendfrisches Leben
Wird sich in dir erneu'n!

Stehst du auf hohen Graten,
Siehst in Unendlichkeit,
Fühlst du zu hohen Thaten
Erweckt dich und bereit!

Zum Berge mußt du kommen
In Gottes volles Licht,
Was dich mit Angst beklommen,
Hier oben währt es nicht.
Du siehst geheimes Blühen,
Wie still sich Bestes fügt,
Und all verborg'nes Mühen
Zum Lohn sich selbst genügt!

Zum Berge mußt du tragen
Ein Leid, das dich bedrückt,
Bald hörst du auf zu klagen
Und fühlst dich still beglückt.
Was auch der Blitz getroffen,
Die Sturmesnacht zerspellt,
Aus allen Schrunden und Schroffen
Aufstrebt die frische Welt!

August Silberstein.

Nun bist du mein.

Nun bist du mein! nun halt' ich dich
Und darf dich herzhaft küssen.
Mit sel'ger Ruh' erfülle mich:
Es hat so kommen müssen!

Und was uns vor der Welt noch schied,
Es ist verstreut, versunken.
Wir schweben mit dem Lerchenlied,
Vom offnen Lichte trunken.

Die Erde blüht! mit einem Schlag
Enthüllt sich blaue Ferne.
Die Sonne steht ob unserm Tag,
Die Nacht hat ihre Sterne.

Nun bist du mein! ich halte dich
Und darf dich herzhaft küssen.
Mit sel'ger Ruh' erfülle mich:
Es hat so kommen müssen!

Carl Schönhardt.

Drei Lieder

aus den

Gedichten des Großfürsten Constantin Constantinowitsch.

Frei nachgebildet von Julius Grosse.

Sommernacht.

Längst löschen die Lichter im Zimmer aus,
Nur die Rosen duften und funkeln;
Im Birkenschatten am Bienenhaus
Auf der Bank wir saßen im Dunkeln.

Wie liebten wir heiß, wie waren wir jung,
Wie selig im Lenz wir waren!
Noch heute leuchtet Erinnerung
Nach längst entschwundenen Jahren!

Wie blitzte des jungen Mondes Licht
Mit seinem Schimmer so eigen —
Wir schwiegen beide — wir sprachen nicht,
Weit heiliger war uns das Schweigen.

Deine blauen Augen so tief, so klar,
Du schlugst sie nieder zum Grunde,
Auch die stummen Worte sind wunderbar
Beredsam in solcher Stunde. —

Des Hoffens Hangen und Bangen, all'
Was im Herzen sich barg gezwungen,
Das alles hat für uns die Nachtigall
In ihrem Liede gesungen

Sieg der Liebe.

Fremd war mir die Lieb' im Beginne,
Denn sie raubte des Herzens Ruh';
Ich erschrak vor der kommenden Minne,
Vor dem Schicksal mir bangte dazu.

Ja, mir graute vor jedem Geständnis,
Dennoch kam der gefürchtete Tag.
Unbewußt ward ich dein, ohne Kenntnis,
Was nun kommen und werden mag.

Wie zerstreuten sich schnell die Gefahren,
Keine Spur mehr von Schüchternheit blieb,
Wie die Nebel der Frühe zerfahren,
So im Sonnenglanz siegte die Lieb'. —

Ja, die Liebe siegte wie Sonnen,
Und es prangt nun der leuchtende Tag;
Und das Herz bebt in ahnenden Wonnen,
Was nun kommen und werden mag.

Denkst du noch des Tages.

Denkst du noch des Tages im verfloss'nen Jahr?
An dem Schilfteich war's in Mittagsgluten —
Wimmelnd schoß im Wasser goldner Fische Schar,
Weiße Rosen schwammen auf den Fluten.
Auf die Moosbank nieder saßen wir zu zwei'n,
Müde und zerstreut das Auge schaute
Bunter Falter Fluge zu im Sonnenschein,
Ueber uns der tiefe Himmel blaute. —
Strahlenblitze lagen meilenweit im Land,
Lindenblüten flogen aus den Lüften,
Sonnennetze woben magisch sich im Sand,
Aus der Näh' kam süßes Rosendüften —
Und es war so heimlich sonnig, sommerwarm,
Tiefste Ruh' umfing uns ohne Worte —
Dennoch schwoll im Herzen wehmutvoller Harm,
Gleich als stünd' ein Unheil an der Pforte;
Vorempfindend aller Zukunft Traurigkeit,
Träumten wir von Ewigkeit vermessen,
Um der nahen Trennung unvermeidlich Leid
Mindstens auf Minuten zu vergessen.



Fabeln, Sprüche

und

Epigramme.







H. Lossow pinx.

Vor der Matinée.



Spruchverse.

Von Friedrich Bodenstedt.

Zwischen ernsten Thaten
Ein frohes Genießen;
Im Rausche beraten
Und nüchtern beschließen:
Das war uralter Germanenbrauch;
Ihm folgt manch junger Germane auch.

Bewunderung geht in die Tiefe und Höhe,
Sucht überall Stoff, ihren Drang zu stillen:
In der mächtigen Sprungkraft winziger Flöhe
Und im Mordwerk unsichtbarer Bacillen.
Man bewundert den Himmel mit seinen Gestirnen
Und die Alpen mit ihren schimmernden Firnen;
Man bewundert das Weltmeer, weil es so tief ist,
Und den Turm zu Pisa, weil er schief ist;
Doch über das Höchste des Wunderbaren
Sind die meisten Menschen noch nicht im klaren.



Und wärest du der Weiseste der Weisen:
Du kannst dich nie ganz frei von Thorheit preisen;
Doch besser wirst du wahrlich thun auf Erden,
Der Tugend als des Lasters Narr zu werden.



Wie's immer war, so ist es auch
Noch heut im Weltenraume:
Man schüttelt die Narren von jedem Strauch,
Einen Weisen von keinem Baume.



Das Leben hat nicht andern Sinn,
Als welchen wir ihm selber geben;
Wie Schatten schweben wir dahin,
Wenn wir nicht höh'ren Zwecken leben.
Arbeiten, essen, trinken, schlafen
Muß auch der Maulwurf und die Spinne,
Doch wer zu höherem Gewinne
Nicht lebt, zählt zu des Lebens Sklaven.

Fabeln.

Von Adolf Pichler.

Die Krähe.

Im Gebüsch steigt eine Krähe
Rauh und üppig auf und nieder,
Einen Goldfasan erblickt sie
Mit dem schimmernden Gefieder.

„Eitler Thor!“ schreit sie entrüstet,
„Schämst du dich nicht, so zu prahlen,
Wahrlich, groß und edel ist's nicht,
Nur mit Selbstlob zu bezahlen!“ —

Der Fasan erwidert lächelnd:
„Wie ich bin, so bin ich eben,
Was wir sind, du strenger Cato,
Haben wir uns nicht gegeben.“

Der Tau.

Verdunstend mag am Sonnenstrahl
Der Tau zum Himmel schweben,
Denn seine Pflicht hat er gethan:
Er schuf ein Blumenleben.

Die Fledermaus.

Du bringst in einem Vogelhaus
Zu Markt die edle Fledermaus.
Sie spreitet sich und piepst und schreit,
Doch hat's zur Nachtigall noch weit! —
Und dennoch sammeln sich die Laffen,
Das Wunder staunend zu begaffen.

Wer darf noch lachen? — Weltbekannt
Sind ja die Leutchen und ihr Land! —
Der bietet viel, und jener mehr,
Sie streiten lärmend hin und her
Und hätten bald sich blau geschlagen:
Wer diesen Vogel heim darf tragen.

Drum, hast du eine Fledermaus,
Biet auf dem Markte keck sie aus.

Der Affe.

Was soll der junge Affe lernen?
Er ist so weise wie die Alten!
Er trägt ja schon auf Stirn und Wange —
Siehst du es nicht? — die gleichen Falten.

Der Käfer.

Wenn an dem Faden schnurrt der Käfer,
So ärgert er sich sehr:
Er flög' in die Unendlichkeit, —
Wenn nicht der Faden wär'.

Der Fuchs.

„Logisch ist's: Für uns geschaffen
Hat der Herrgott Huhn und Taube" —
Sprach der Fuchs. — „An diesem Dogma
Halte fest der fromme Glaube!"

Sprüche.

Von Adolf Pichler.

Willst du dich vom Boden schwingen
Dieser armen Welt? —
Selbst bedingt, mußt du bedingen,
Wenn's dir auch mißfällt.

❀

Leichter habt ihr's allerdings:
Walzet nur im Kreise!
Während langsam Schritt für Schritt
Aufwärts steigt der Weise.

❀

Was soll die Geschichte wohl
Von entschwund'nen Jahren? —
Lernt ihr leider nichts von dem,
Was ihr selbst erfahren.



Bist du reich, so laß dir schenken,
  Bist du arm, dann braucht's Bedenken,
Bettelstolz hat dort sein Recht,
  Wo sich Protzenstolz erfrecht.

❀

Mit zu tanzen, mit zu jubeln,
  Hat er gestern uns versprochen,
Heute lähmt ihm Gicht die Füße; —
  Ja, er hat sein Wort gebrochen!

❀

„Sie stießen in den Abgrund mich,
  Den Tod mußt' ich erwählen!" —
Mach' deinen Feinden nicht den Spaß,
  Dich aus der Welt zu stehlen!

❀

Du bist berühmt im ganzen Land;
Du gibst; — jedoch nur deine Hand.

❀

Daß alles sich stellt ins Gleichgewicht, —
Das eben ist das Weltgericht.

❀

Welch ein Lärm der Korybanten!
Ward ein Gott geboren? —
In der Wiege liegt ein Midas
Mit den Eselsohren.

❀

Von dem ewig Weiblichen
Habt ihr stets gesungen,
Doch das ewig Männliche
Ist euch stets mißlungen.

❀

„Der Philolog!“ wie willst du's übersetzen? —
„Sprachgrübler“, Freund! — mag's immer dich verletzen.

❀

„Das Chaos ist ein wüster Traum!“ —
Ich zieh' es vor dem leeren Raum.

❀

Dem Ewigen wollt ihr euch entzieh'n?
Kann je der Schatten dem Körper entflieh'n?



Wo Denken ist Notwendigkeit,
Da ist es auch das Wollen,
Im Absoluten ist es eins: —
Für euch ist nur das Sollen!

❀

Nur was sich selber das Gesetz,
Ist nicht in sich zerrissen;
Und wo sich Göttliches vollzieht,
Das muß auch von sich wissen.

❀

Hast du das Uebersinnliche weg erklärt,
So ist auch des Sinnlichen Nichts bewährt.

❀

Warum durch die ganze Welt
Auf der Suche wandern?
Jeder Punkt ist Mittelpunkt, —
Einer gleicht dem andern.

❀

Sahst du den frischen Eichenstamm
Im Wald phosphoreszieren? —
Ja, wenn das Leben tot in dir,
Dann magst du reflektieren.



Das Nichts ist Nichts! — Das Etwas nur
Kann sich in sich verneinen,
Doch wird aus diesem Gegensatz
Euch nie das Nichts erscheinen.

Sinngedichte.

Von Ludwig Fulda.

Eins ist Handeln und Erleiden:
Wenn der Erdensohn hienieden
Endlich reif wird zum Entscheiden,
Ist schon über ihn entschieden.

Solange du satt bist, verdamme nicht
Den großen grollenden Haufen;
Wenn erst die Not ins Haus dir bricht,
Dann wirst du für ein Linsengericht
Deine Erstgeburt verkaufen.



Wer aufwärts will, muß Einsicht haben,
Mit Umsicht brauchen seine Gaben,
Sich keiner Ansicht widersetzen,
Die That nach ihrer Aussicht schätzen,
Zu steter Nachsicht sich bequemen
Und täglich so viel Rücksicht nehmen,
Daß er aus Vorsicht ganz und gar
Vergißt, was seine Absicht war.



Vor jeder ehrlichen Ueberzeugung
Mach', eh' du sie angreifst, eine Verbeugung.

Originell sein — das heißt: Mit Macht
Lieber verzwickt als schlank und schlicht;
Alles Gescheite ist schon gedacht,
Alles Dumme noch lange nicht.



Mit euren dürren Weisheitsbrocken
Könnt ihr keinen Hund vom Ofen locken;
Ich weiß sogar nicht, was es frommt,
Wenn endlich der Hund gesprungen kommt.

Hebt einer aus langen Dämmerungen
Gereift ans klare Licht sich,
Dann rufen ihm nach die Gassenjungen:
Hurra — er widerspricht sich.

Lyrisch Seufzen und Gebaren
Bleibt der Jugend vorbestimmt,
Weil man sich in spätren Jahren
Selbst nicht mehr so wichtig nimmt.



Wenn Leute so gar hoffärtig thun
Mit roten Schlipsen und gelben Schuh'n
Und drob sich freuen wie ein Kind,
Daß sie gerade sie selber sind,
Dann seufz' ich leise: Mit der Zeit
Brächt' ich es schaffend gern so weit,
An mir selbst und meinen Gaben
Halbwegs solch einen Spaß zu haben.

Ahnung.

O Wesen aller Wesen, wie auch der Geist sich
müht,
Von dir lebend'ge Kunde erahnt nur das Gemüt.
So stehen Blindgeborne vor des Tages Licht:
Sie fühlen seine Strahlen, doch sie sehn sie
nicht.

Wilhelm Hertz.

Weltklugheit.

O zeige nie in deinem Aug' der Thräne Spur!
Und klagt dein Herz, doch mit den Lippen lächle nur.
Zieh Handschuh' über dein Gefühl;
Die Welt ist eisig klug und kühl.
Vielleicht betäubt dir selbst den Schmerz
Ein Lachen laut und lustig:
Und hilft's auch nicht, geht doch die Welt
Des Schattenspotts verlustig.

Hans Hoffmann.

Alter Streit.

„Im alten Streit der Geschlechter
Stellst du die Frau gar über den Mann?“
Gestrenger Frauenverächter,
Ich bin im Urteil kein Tyrann:
Die gute ist besser, als der Mann
Je werden kann;
Die schlechte aber ist viel schlechter.

Georg Scherer.

Die großen Männer.

(Nach Longfellow.)

Seht ihr sie dort auf Bergesgipfeln prangen
Im Morgenlicht, des Geistes hohe Wacht?
Daß sie so früh die stolzen Höh'n errangen,
Nicht haben sie's in jähem Flug vollbracht;
Derweil die andern schliefen, zechten, sangen,
Erklommen sie den steilen Pfad und drangen
Arbeitend aufwärts in der stillen Nacht.

Georg Scherer.

Einer!

So ein Tag voll Unheil —,
Denkst du später dran,
Blickt er, wie von weitem
Ein zuwidrer Mann.

Blickt mit bösen Augen
Her in deinen Traum,
Daß du ihres Strahles
Dich erwehrest kaum.

Einen wohl hat jeder,
Den er gar nicht mag:
Einen Kerl und einen
Angestrichnen Tag.

Georg von Oertzen.





Autorenverzeichnis.



